
POTSDAMER STUDIEN ZUR FRAUEN- UND GESCHLECHTERFORSCHUNG

HEFT 2/1998 (NEUAUFLAGE 2001)

DISZIPLINÄRE QUERGÄNGE (Un)Möglichkeiten transdisziplinärer Frauen- und Geschlechterforschung

Inhalt

Redaktionelle Notiz_____	1
<i>Irene Dölling</i> Begrüßung und Eröffnung_____	3
<i>Sabine Hark</i> Disziplinäre Quergänge-(Un)Möglichkeiten transdisziplinärer Frauen- und Geschlechterforschung_____	7
<i>Silke Wenk</i> Über die Notwendigkeiten und Schwierigkeiten des Durchquerens der Disziplinen_____	23
<i>Beate Neumeier</i> Chancen der Geschlechterforschung? Disziplinarität — Interdisziplinarität — Transdisziplinarität_____	29
<i>Meike Baader</i> Transdisziplinarität: ein überfrachtetes Konzept für einen Studiengang?__	34
<i>Gudrun-Axeli Knapp</i> Beziehungssinn und Unterscheidungsvermögen_____	42
Workshop »Disziplinäre Quergänge« — Die Diskussion_____	54

Redaktionelle Notiz

Dieses Heft *Potsdamer Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung* dokumentiert die Ergebnisse eines Workshops, der am 13. Juni 1998 an der Universität Potsdam stattfand. Beteiligt waren WissenschaftlerInnen und StudentInnen von Universitäten, in denen seit kurzem Studiengänge zu Frauen- und Geschlechterstudien/Gender Studies existieren bzw. in denen deren Einführung demnächst geplant ist. Die Beschäftigung mit dem Thema »Transdisziplinarität« resultierte aus einem doppelten Interesse: Zum einen ging es um die Frage, was die — zunehmend geforderte — Transdisziplinarität für die Frauen- und Geschlechterforschung bedeuten könnte, zum anderen darum, ob ein Curriculum in Frauen- und Geschlechterstudien/Gender Studies transdisziplinär angelegt sein könne.

Der Workshop sollte möglichst viel Raum für die gemeinsame Diskussion bieten. Dementsprechend waren, ergänzend zum Einleitungsreferat, einige Statements vorbereitet, von denen die meisten hier dokumentiert sind. Um einen Einblick in die nachfolgende, sehr intensive Diskussion zu geben, sind die vorgetragenen Standpunkte und Meinungen nach dem Abhören der Tonbänder nach einigen inhaltlichen Schwerpunkten zusammengefaßt und in diese Dokumentation aufgenommen worden. Verzichtet wurde allerdings auf die Wiedergabe des Diskussionsteils, der sich auf einen Austausch über die Erfahrungen mit den (geplanten) Curricula konzentrierte. Statt dessen haben wir in den Anhang den Entwurf einer Studienordnung für ein Magister-Nebenfach »Frauen- und Geschlechterstudien« an der Universität Potsdam aufgenommen, der im Sommersemester 1998 von den Mitgliedern einer vom Akademischen Senat der Universität Potsdam eingesetzten Kommission erarbeitet wurde und in den auch Diskussionsergebnisse des Workshops eingeflossen sind.

Wir denken, daß das Thema der Transdisziplinarität bzw. der transdisziplinären Frauen- und Geschlechterforschung/-studien auf ein breites Interesse in der *scientific community* stößt. Wir würden uns daher freuen, wenn die in diesem Heft dokumentierten Standpunkte und Ideen

andere WissenschaftlerInnen zu eigenen Meinungsäußerungen anregen, für deren Publikation (und weitere Diskussion) wir gerne die *Potsdamer Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung* zur Verfügung stellen.

Noch ein Hinweis in eigener Sache:

Die *Potsdamer Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung* wurden bisher vom Lehrstuhl Frauenforschung an der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Potsdam herausgegeben. Mit der kürzlich erfolgten Gründung eines gemeinnützigen Vereins gleichen Namens hat die Herausgeberschaft gewechselt und ist der Kreis möglicher AutorInnen erweitert worden. Informationen zum Verein bzw. zu den bisher erschienenen Heften finden sich am Ende dieser Ausgabe.

Die Herausgeberinnen des Heftes

Irene Dölling

Begrüßung und Eröffnung

Meine Damen und Herren,
liebe Kolleginnen und Kollegen,
im Namen aller Mitarbeiterinnen am Lehrstuhl Frauenforschung möchte ich Sie herzlich begrüßen. Wir freuen uns, daß der Workshop auf ein so großes Interesse gestoßen ist und insbesondere darüber, daß auch Studierende, vor allem aus Berlin und Potsdam, die Möglichkeit wahrnehmen, mit uns über die (Un)Möglichkeit transdisziplinärer Frauen- und Geschlechterforschung sowie über ihre Erfahrungen mit Curricula auf diesem Gebiet zu diskutieren.

Die Anregung, einen Workshop zu Transdisziplinarität und transdisziplinärer Frauen- und Geschlechterforschung durchzuführen, entstand unmittelbar im Anschluß an eine Veranstaltung im November vorigen Jahres in Berlin. Damals hatte die Gesellschaft Deutscher Akademikerinnen zu einer Tagung mit dem Titel »Studiengänge zur Geschlechterforschung an deutschen Universitäten« nach Berlin eingeladen; die Organisation lag in den Händen des Zentrums für interdisziplinäre Frauenforschung an der Humboldt-Universität, an dem gerade der Studiengang »Gender Studies« mit großem Zuspruch seitens der Studierenden angelaufen war. Aktiv waren auf dieser Veranstaltung Wissenschaftlerinnen verschiedener Universitäten (Berlin, Oldenburg, Bremen, Potsdam), an denen es seit kurzem Curricula zu Frauen- und Geschlechterstudien gibt, bzw. in Vorbereitung sind. Die Universität Potsdam war damals mit einem Einleitungsreferat von Sabine Hark vertreten, konnte aber über allgemeine Vorstellungen hinaus noch nichts Vergleichbares zu dem einbringen, was die anderen zur inhaltlichen Gestaltung der Studiengänge vorstellten. Unterdessen sind wir ein großes Stück weiter gekommen. Seit Beginn des Jahres 1998 arbeitet eine vom akademischen Senat der Universität Potsdam eingesetzte Kommission an einer Studien- und Prüfungsordnung für ein Magister-Nebenfach »Frauen- und Geschlechterstudien« und wir hoffen, den Studiengang zum Wintersemester 1999/2000 eröffnen zu können. Etliche Mitglieder dieser Kommission sind heute hier anwesend — nicht

zuletzt deshalb, weil das Stichwort unseres Workshops — »Transdisziplinarität« — in unseren Diskussionen um die inhaltliche Gestaltung und Strukturierung des geplanten Nebenfaches eine gewichtige Rolle spielt.

Interdisziplinarität bzw. Transdisziplinarität waren auch immer wiederkehrende Stichworte auf der Berliner Tagung und zugleich wurde deutlich, daß ein großer Diskussionsbedarf bezüglich der Frage besteht, was Transdisziplinarität für die Frauen- und Geschlechterforschung bedeuten kann. Silke Wenk und Sabine Hark haben noch in Berlin erste Ideen für einen Workshop zu diesem Thema entwickelt, und es ist Sabine Hark zu danken, daß sie ihre im Rahmen eines Werkvertrages übernommenen Aufgaben bei der Erarbeitung einer Studienordnung für das geplante Magister-Nebenfach an der Universität Potsdam mit der konzeptionellen Vorbereitung der heutigen Veranstaltung verbunden hat. Dank sei an dieser Stelle auch Sabine Schott für die organisatorisch-technische Vorbereitung des Workshops gesagt, sowie unseren studentischen Hilfskräften Anne Mangold und Marion Lerner, die mit Sabine Schott heute für gute Arbeitsbedingungen und unser leibliches Wohl sorgen.

Mit »Transdisziplinarität«, so Jürgen Mittelstrass Anfang diesen Jahres in der FAZ, ist »eine Forschung gemeint, die sich aus ihren disziplinären Grenzen löst, die ihre Probleme disziplinunabhängig definiert und disziplinüberschreitend löst«¹. Will man »Transdisziplinarität« nicht einfach als Modewort abtun, mit dem »alter Wein« (z.B. Interdisziplinarität) in »neue Schläuche« von denen gegossen wird, die — aus welchen Gründen auch immer — ihre Position im wissenschaftlichen Feld verbessern wollen, sondern als Zeichen für Veränderungen innerhalb und außerhalb der Wissenschaft, die Neuorientierungen in den Wegen und Mitteln der Erkenntnisgewinnung erfordern, dann provoziert das auch und gerade für Frauen- und Geschlechterforschung sowie für die aktuellen Bestrebungen der curricularen Institutionalisierung von Frauen- und Geschlechterstudien/Gender Studies im universitären Feld eine Reihe von Fragen, zum Beispiel:

- Frauenforschung hat sich seit ihrem Entstehen, bedingt durch ihre Gegenstände, die sich nicht den herkömmlichen Klassifizierungen, Begriffen und Konzepten wie disziplinären Grenzziehungen fügten, bedingt auch durch ihre Marginalität im wissenschaftlichen Feld, an

¹Mittelstrass, Jürgen: Inseln ohne Schätze. In den Köpfen beginnt's. Noch einmal: Was ist eine Universität? In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 30.1.1998

den Rändern jeweiliger Wissenschaftsdisziplinen bewegt. Grenzüberschreitungen, interdisziplinäres Arbeiten gehörte daher immer aus beiden Gründen zu ihren Selbstverständlichkeiten, verbunden mit dem Anspruch, kritisch gegenüber der »männlichen« Wissenschaft und innovativ bezüglich der Gegenstände und Methoden wissenschaftlicher Erkenntnis zu sein. Heißt das auch, daß aktuell die Frauen- und Geschlechterforschung prädestiniert ist, von der Inter- zur Transdisziplinarität überzugehen?

- Wenn der Ruf nach Transdisziplinarität ein Hinweis darauf ist, daß das wissenschaftliche/akademische Feld in einer Transformation begriffen ist, welchen Platz nimmt Frauen- und Geschlechterforschung dann dabei ein? Kann man heute noch generell (oder konkret für einzelne Disziplinen) davon sprechen, daß Frauen- und Geschlechterforschung bzw. daß feministisch orientierte WissenschaftlerInnen am Rande des Wissenschaftsfeldes positioniert sind? Ist die Hinwendung zu einer transdisziplinären Frauen- und Geschlechterforschung heute (noch) Ausdruck für eine marginale Position oder für ein — disziplinär differierendes Vorrücken in die Mitte? Kann man noch davon sprechen, daß Frauen- und Geschlechterforschung »eo ipso« ein kritisches und innovatives Potential hat? Welche (Disziplingrenzen überschreitende) Neufigurationen des wissenschaftlichen Feldes und welche möglichen Vereinnahmungen feministischen Wissens in diesem Kontext zeichnen sich heute ab? Welche Strategien entwickeln WissenschaftlerInnen in der Frauen- und Geschlechterforschung, um einer solchen Vereinnahmung (und einer möglicherweise gleichzeitigen erneuten Marginalisierung im bzw. einer Exklusion aus dem wissenschaftlichen/universitären Feld) zu entgehen? Ist »Transdisziplinarität« eine solche Strategie?
- Ist die Diskussion um Transdisziplinarität »nur« als Zeichen für Transformationen des wissenschaftlichen Feldes zu verstehen, oder reflektieren sich in diesen gesellschaftliche Umbrüche in den modernen Gesellschaften? Wenn dies so ist, was bedeuten diese Umbrüche für die Frauen- und Geschlechterforschung, für ihre Gegenstände, Fragestellungen, Begriffe und Methoden? Lassen sich mit einem solchen Blick auf außerwissenschaftliche Prozesse starke Argumente für eine notwendige transdisziplinäre Orientierung der aktuellen Frauen- und Geschlechterforschung finden?

- Was bedeutet eine transdisziplinäre Ausrichtung der Frauen- und Geschlechterforschung für die Lehre, für die inhaltliche Gestaltung laufender und geplanter Curricula in Frauen- und Geschlechterstudien/Gender Studies? Können bzw. müssen wir, wie Mittelstrass in seinem Aufsatz betont, erst einmal auf Erfahrungen in transdisziplinärer Forschung zurückgreifen, bevor wir eine transdisziplinäre Ausrichtung von Curricula ins Auge fassen können?

Diese Fragen können einen Rahmen abstecken für die Diskussion, die wir heute in diesem Workshop führen wollen.

Zunächst wird Sabine Hark in einem einleitenden Referat ihre Vorstellungen von den (Un)Möglichkeiten transdisziplinärer Geschlechterforschung entwickeln. Um möglichst schnell in eine intensive und eine Breite von Gesichtspunkten erfassende Diskussion einsteigen zu können, haben wir einige Kolleginnen gebeten, Kommentare zu Sabine Harks Referat vorzubereiten. Silke Wenk (Universität Oldenburg), Axeli Knapp (Universität Hannover) und Ulrike Teubner (FH Darmstadt) als auswärtige Gäste sowie Meike Baader und Beate Neumeier von der Universität Potsdam werden im Anschluß an das Referat ihre Statements abgeben, bevor dann die allgemeine Diskussion eröffnet wird.

Ich wünsche uns eine produktive, für das Nachdenken über transdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung wie für die Gestaltung von Curricula in Frauen- und Geschlechterstudien gleichermaßen anregende Tagung.

Sabine Hark
Disziplinäre Quergänge
(Un)Möglichkeiten transdisziplinärer Frauen- und
Geschlechterforschung

»Kurz, es scheine keiner Zunft mehr wohl in ihrer Haut zu sein und jede im Habitus der andern einherziehn zu wollen. Wahrscheinlich handle es sich um das Ermitteln und Feststellen eines neuen Inhaltes für sämtliche Wissenschaften und Künste, wobei man sich beeilen müsse, nicht zu kurz zu kommen« (Gottfried Keller, *Der grüne Heinrich*, [1853], Werke, Zürich o. J., Bd. 2, 539).

Das Maskenspiel der Fächer, von dem Gottfried Kellers Erzähler im *Grünen Heinrich* verwundert-belustigt berichtet, ein Spiel, bei dem alle sich beeilen mitzuspielen, scheint heute eher ein vordringliches Desiderat wissenschaftlicher Neuorientierung denn Beschreibung des *state of the art* universitärer Wissensproduktion zu sein. Wohl in ihrer Haut mag es den Disziplinen sicherlich auch nicht sein, daß sie sich deshalb aber mit spielerischer Leidenschaft am Ermitteln und Feststellen neuer Inhalte beteiligen, die eben auch die eigene wissenschaftliche Verfaßtheit in Frage stellen würde, ist dennoch eher selten anzutreffen. Wolf Lepenies (1997) veranlaßte dies zu der ernüchterten Feststellung, daß die »strenge Beschwörung disziplinärer Identitäten« allenfalls noch einen Nutzen für die Verteilung knapper Ressourcen und die Befuerung »alt-modischer akademischer Hahnenkämpfe« hat, geistespolitische Anregungen sich auf diese Weise jedoch nicht mehr gewinnen ließen (93f). Der bundesdeutsche Hochschulalltag sieht indes meist anders aus: Statt des »radikalen Überdenkens der Grundlagen vieler Disziplinen« und einer »himmelsrichtungsneutralen« kritischen Evaluation ihrer institutionellen Arrangements (Lepenies 1997, 45), versucht man, die politischen, sozialen und epistemischen Erschütterungen des westlichen Wissens im 20. Jahrhundert übergehend, sich mit den Gegebenheiten eines globalisierten Kapitalismus und seinen Anforderungen zu arrangieren. Statt selbstkritischer Reflexion auf die institutionalisierte Wissensproduktion und deren Selbsteinschließung in die Kategorien und Verständnisprakti-

ken moderner Macht, ein oft herzhaft anmutendes Bekenntnis zum »Weiter so!«.

Um die *Idee* der Universität wird dagegen selten gerungen, bzw. ein solches Ansinnen wird als reichlich antiquiert abgetan. Wenige personelle und institutionelle Ausnahmen bestätigen dies eher, als daß sie tatsächlich Signal einer anderen Tendenz wären. Entschieden scheint vielmehr schon, daß der *Spiritus rector* der zukünftigen Universität der Geist des globalisierten Kapitalismus sein wird, der in der Gestalt »Neuer Steuerungsmodelle«, etwa globalisierte Haushalte, auftritt.

Da es in diesem Beitrag aber nur mittelbar um die Idee der Universität geht, sondern vielmehr um (Un)Möglichkeiten transdisziplinärer Geschlechterforschung, diese aber nicht völlig unabhängig von den institutionellen Rahmenbedingungen diskutiert werden können, will ich kurz mit einigen Stichpunkten skizzieren, wie sich mir die zukünftigen Bedingungen der Möglichkeiten transdisziplinären wissenschaftlichen Arbeitens innerhalb der Universitäten derzeit darstellen:

- Reformulierungen des Verhältnisses von Staat und Hochschulen vor allem im Hinblick auf die Autonomie der Hochschulen bei gleichzeitiger Entdemokratisierung und Zentralisierung der akademischen Selbstverwaltungsstrukturen (starke Präsidialsysteme)
- Ökonomisierungs- und Rationalisierungsdruck: Präsenz des Marktes als hochschulpolitischem Akteur und strukturierendem Prinzip inneruniversitärer Prozesse, d.h. Orientierung von Forschung und Lehre an Markterfordernissen und Verwertbarkeit
- Zunehmend prekäre Arbeitsverhältnisse auch im akademischen Bereich
- Kommodifizierung der wissenschaftlichen Arbeit und Fertigkeiten und der Beziehungen zwischen Lehrenden und Studierenden, zwischen den Forschenden und zwischen WissenschaftlerInnen und ihren intellektuellen Projekten
- Reorganisation von Studiengängen gemäß dem Kriterium außerwissenschaftlicher (oft imaginierter) beruflicher Verwertbarkeit statt nach i. e. Sinne wissenschaftlichen oder aber auch ethischen Kriterien
- Verschärfte Verteilungskämpfe — und hier nicht nur um finanzielle Ressourcen, sondern auch um wissenschaftliche Gegenstände, Legitimität von theoretischen Zugriffsweisen und Darstellungen etc. — zwischen den einzelnen Fächern, aber auch zwischen den Geschlechtern, zwischen Mehrheit und Minderheiten

- Anstrengungen, disziplinäre Grenzen zu verfestigen und Kerne zu etablieren. Das ist nicht zwingend eine auf Bewahrung traditioneller Inhalte hin orientierte Wissenschaftspolitik, sondern oft genau das Gegenteil davon, nämlich das, was Ulrich Beck (1993) *Status-quo-Politik* und *Entkernung des Politischen* genannt hat: Beibehaltung der Namen und Fassaden bei Veränderung der Inhalte.

Mitten also in diesen Verwerfungen und Restrukturierungen in den deutschen Universitäten, für die Becks Bild der Konservierung der »Biedermeier-Fassaden«, während gleichzeitig dahinter — unterhalb der Sicht- und Kritikschwelle — die Wände und Etagen ausgetauscht werden (Beck 1993, 212f), eine mehr als treffende Beschreibung ist, findet eine für die bisherige Geschichte des deutschen akademischen Feminismus entscheidend neue Entwicklung statt: An mehreren Universitäten entstehen bzw. existieren schon fächerübergreifend verfaßte, »interdisziplinär« oder eben »transdisziplinär« orientierte, eigenständige Studiengänge zu Feministischer Theorie, Frauen- und Geschlechterforschung oder Geschlechterstudien.

Qualitativ neu ist diese Entwicklung deshalb, weil sie den bisher in der BRD eingeschlagenen Weg, Frauenforschung vorrangig in den Disziplinen und Fächern zu verankern, um die in den angelsächsischen und skandinavischen Ländern bereits seit langem existierende Variante eigenständiger Studien- bzw. Teilstudiengänge ergänzt. Realisiert wurden bzw. werden sie bisher alle in einer Doppelstruktur, d.h. die Lehrangebote sind zugleich in den Herkunftsdisziplinen situiert (und dort anrechenbar) und im jeweiligen Geschlechterstudiengang noch einmal neu systematisiert aufgenommen.

Diese Entwicklung ist als Erfolg einer feministischen »Interventionskultur« zu werten (Kirsch-Auwärter 1996), die sich zumindest in den Sozial-, Geistes- und Kulturwissenschaften einen Platz »organisationaler Marginalität« (ebd.) erkämpfen konnte, und zugleich der Versuch, der oft konstatierten Erfahrung relativer Isolierung der feministischen Wissenschaftlerinnen innerhalb ihrer Institute und Fakultäten entgegen zu treten.

Die aktuelle Neuordnung des feministischen wissenschaftlichen Wissens kann jedoch nicht allein als Anzeichen eines geradlinigen Erfolgs feministisch-akademischer Gegenkultur gewertet werden; sie ist eben auch Teil der angesprochenen Restrukturierungen wissenschaftlicher Institutionen, ein Feld auf dem sich die unterschiedlichsten Interessen tummeln und miteinander im Wettstreit stehen. »Die Einrichtung dieser Studien-

gänge«, schreiben auch Ilse Dröge-Modelmog und Karin Flaake (1997), »ereignet sich zu einem Zeitpunkt, an dem die Hochschulen ins öffentliche Kreuzfeuer der Kritik geraten sind. Diskutiert werden Modelle zu ihrer Neuorganisation, wie sie bereits im Hochschulrahmengesetz vorgesehen sind. In diesem Zusammenhang ist bewußt geworden, daß eine zunehmende Ökonomisierung und Privatisierung von Wissenschaft ansteht, um — so meistens die Argumente — die Angleichung an europäische und internationale Standards einzulösen. Diese Situation läßt sich als paradox bezeichnen: einerseits soll eine Elite ausgebildet werden, zum anderen wird deutlich, daß ökonomische Interessen auf Nivellierung von Wissenschaft abzielen, und daß Wissen zur Ware wird. Denn Wissenschaft gehorcht inzwischen einer Logik der Markterweiterung insofern, als direkter Zugriff auf Forschung unternommen werden soll, um konkurrenzfähiger zu werden. Wissenschaft zwischen Elite und Ware muß möglichst alle innovativen »Ressourcen« aktivieren, um den eigenen Anspruch einzulösen. Dabei kann (ironischerweise) auch auf Frauen- und Geschlechterstudien nicht verzichtet werden, zumal sie inzwischen starke Ausdifferenzierung erfahren haben und in anderen Ländern längst als hoffähig gelten« (Dröge-Modelmog/Flaake 1997, 8).

Die Situation ist also in vielerlei Hinsicht von Ungleichzeitigkeiten und Paradoxien bestimmt: Massive akademische Abwertung von Frauen- und Geschlechterstudien und sexistische Ausgrenzung der Wissenschaftlerinnen durch Kollegen stehen neben offiziellen Verlautbarungen von der Unverzichtbarkeit von Frauenforschung für die Konkurrenzfähigkeit der Universitäten im global werdenden Ringen um Geld, Studierende und Reputation. Eine Argumentation im übrigen, die wir uns oft selbst zu eigen machen, wenn es um die Durchsetzung von Frauen- und Geschlechterforschung geht.

Zudem erkämpfen wir womöglich gerade akademisches Terrain — Magisterstudiengänge —, dessen Preisgabe die akademischen Platzherren längst beschlossen haben. Denn Geld und akademisches Renommee fließen derzeit erstens woanders hin und sind zweitens woanders zu holen.

Auf einer optimistischer gestimmten Note — und jetzt verlasse ich das Terrain institutioneller Rahmenbedingungen — ließe sich die Entstehung inter- und transdisziplinär organisierter Studiengänge zu Frauen- und Geschlechterstudien aber auch als Symptom einer allgemeinen Krise der disziplinär verfaßten Wissensproduktion selbst lesen. Entstanden im 19. Jahrhundert, dem Jahrhundert der Nationalstaaten, die auch zum Para-

digma der Ordnung des wissenschaftlichen Wissens und der Universitäten werden sollten, stellt die Erosion der Nationalstaaten eine Herausforderung für die quasi nationalstaatlich verfaßte disziplinäre Organisation der Universitäten und des in ihnen produzierten Wissens dar. Auf die Erosion ihrer Grenzen reagieren sie besitzstandswahrend und mit letztlich zwar hilflosen, derzeit aber noch mächtigen Verwerfungs- und Ausgrenzungspolitiken, die verdecken sollen, worum es im Kern geht: um eine Krise im Selbstverständnis der Disziplinen und ihrer Fähigkeiten, Gegenstand, Methode und Relevanz des je eigenen Faches zu überdenken. Denn die Probleme der gegenwärtigen Welt lassen sich nicht (länger) disziplinär definieren. Strategien der Individualisierung und Globalisierung haben eine Dynamik in Gang gesetzt, die eine Erosion von Institutionen, Mentalitäten und Verhaltensweisen bewirkt, und die sich zunehmend der wissenschaftlichen Arbeitsteilung in Natur- und Geisteswissenschaften, Sozial- und Kulturwissenschaften widersetzt. Kurz gesagt: Die Probleme der »zweiten Moderne« (Beck) sind mit den Werkzeugen der ersten nicht zu erfassen.

Die auf der Rückseite der beschriebenen Erosion entstehenden Verschiebungen und die eklatanten Ausfälle bewährter Legitimationsstrategien begünstigen jedoch trotz oder gerade wegen institutioneller Beharrlichkeiten innovatives Denken — und Frauenforschung ist geradezu ein Modellfall dieser Art von Innovation. Dieses innovative Denken löst die Probleme aus disziplinären Grenzen, definiert sie disziplinunabhängig und bearbeitet sie übergreifend. Solche Grenzüberschreitungen der Wissenschaften bringen eigene Untersuchungsgegenstände und Forschungsfelder hervor, zu denen sich die Fachdisziplinen langfristig verhalten müssen, wenn sie überleben wollen. Denn Forschung und Lehre gedeihen allenfalls auf Zeit in fachlichen oder disziplinären Treibhäusern; wo der »wissenschaftliche Durchzug fehlt, breitet sich die akademische Provinz« (Mittelstraß 1998, 239) aus.

Die Erfahrungen mit feministischer Forschung in den vergangenen Jahrzehnten lehren, daß sie im Grunde gut gerüstet ist für die Aufgabe der anstehenden transdisziplinären Neuordnung der Universität. Sie ist erprobt im Dasein an den Rändern und daher (notwendig) offen/er für reflexive Prozesse, die von Außen wie von Innen an die Theorie herangetragen werden. Feministische Theorieproduktion hat aus eigener Reflexionskraft eine Veränderungsbereitschaft bewiesen, die für die Institution Universität mehr als atypisch ist. Diese Veränderungen sind nicht Reflex auf institutionelle Gegebenheiten und Anforderungen,

sondern vor allem Resonanz widersprüchlicher gesellschaftlicher Erfahrungen von Frauen und des Dialogs mit »den Anderen« des feministischen Diskurses — auch wenn dieser Dialog von den aus dem feministischen »wir« Ausgeschlossenen immer wieder erzwungen werden mußte. Die Institutionalisierung feministischen wissenschaftlichen Wissens — und das nur am Rande — tut also gut daran, sich von diesen Sphären der Selbst-Reflexion nicht abzukoppeln, um der Gefahr institutioneller Erstarrung und der Generierung kontextunabhängigen Wissens zu entgehen.

Frauenforschung hat sich von Anfang an unter Verweis auf die Komplexität der Fragen der disziplinären Organisation von Wissen widersetzt, dadurch ein Überdenken nicht nur der disziplinären Struktur selbst provoziert, sondern auch dessen, was überhaupt als »Wissen« in jeglicher Disziplin gilt. »Women's studies«, schreibt Diane Elam, »sets out to transform the modes of writing, approaches to pedagogy, the procedures of academic exchange, the relation to languages, to other disciplines, to the institution in general, to its inside and outside« (Elam 1994, 101).

Daß die Krise der disziplinären Organisation wissenschaftlichen Wissens an den feministischen Rändern der Universität innovative Symptome produziert, ist nicht weiter verwunderlich. Neue Einsichten bilden sich meist an den Rändern der traditionellen Fächer und Disziplinen, im Übergang zu Nachbarfächern und Nachbardisziplinen, nicht in den Kernen, wo das Lehrbuchwissen sitzt, wo die Einhaltung des Kanons überwacht wird. Dabei geht es nicht um eine absolute Relativierung des Wissens, sondern darum, den Wissenskanon als Feld aktiver und konfligierender Beziehungen zwischen verschiedenen Denkhaltungen, Denksystemen und Denkpraxen zu verstehen.

Andererseits muß sich, worauf Edit Kirsch-Auwärter hingewiesen hat, das »emanzipatorische Potential einer akademischen Gegenkultur längerfristig in einer Mitwirkung an organisationalen Hierarchien behaupten, deren — Herrschaft transformierende oder vielleicht doch nur reproduzierende — Bilanz schwer zu beeinflussen ist« (Kirsch-Auwärter 1996, 29). Und Lynette McGrath argumentiert: »In the bureaucratic, finite world of the university, as women's studies gains power it will also contribute to the exclusionary effects of all academic choices and of all efforts to valorize one set of materials, principles, persons, and points of view over another« (McGrath 1991, 142).

Zunehmend beklagt wird von feministischen Wissenschaftlerinnen auch, daß das *Mainstream-Denken* kaum beeinflußt werden konnte, und eine

Einrichtung in Nischen stattgefunden habe, aus denen heraus nur schwer Eingriffe in die Disziplinen möglich seien (vgl. Dölling/Krais 1997). Evelyn Fox Keller kommentiert: »Es gibt kein Anzeichen dafür, daß Wissenschaft sich verändert hätte, sei es durch die Aufnahme von mehr Frauen, sei es durch unsere bewußten Versuche, die geschlechtsspezifischen Markierungen aus ihrem Diskurs zu entfernen« (Fox Keller 1995, 76).

Eine mögliche Antwort für dieses ernüchternde Urteil liefert Mary Douglas' Analyse des Denkens von Institutionen: Wenn, wie sie gezeigt hat, Institutionen Gleichheit erzeugen und individuelles Denken überwältigen (Douglas 1991, 107), wenn sie ihre Wirkungsmacht darüber entfalten, daß sie hierarchische Ordnungssysteme generieren, die ihre Plausibilität aus Analogien und Ähnlichkeiten gewinnen, etwa die Übertragung des Natur/Kultur-Dualismus in die Wissenschaft und dessen Verknüpfung mit der Geschlechterdifferenz, es also zur plausibilisierten Denkweise gehört, daß Wissenschaftlerinnen ein »anderes Denken« vertreten, das mit »männlichem Denken« korrespondiert, dann könnte die Integration von Frauen in Universität und Wissenschaft den status quo der hierarchischen Differenz eher bestätigen, als sie in Frage zu stellen. Andererseits liegt im feministischen Marsch in die Institutionen die Chance zu eigener inhaltlicher Gestaltungsmacht und Strukturveränderung, so daß auf diese Weise Ähnlichkeiten und Analogien aufgekündigt und in Frage gestellt werden. Denn, wie Mary Douglas auch gezeigt hat: Institutionen können keine Ziele entwickeln, nur Individuen (in Institutionen) können planen, entwerfen, sich entscheiden.

Zeit und Gelegenheit also, das eigene Handwerkszeug zu überprüfen. Frauen- und Geschlechterforschung hat wiederholt Interdisziplinarität reklamiert, um das Zugleich von Monotonie und Heterogenität der Reproduktion der Geschlechterhierarchie verstehen zu können. Aus den Einzeldisziplinen heraus wurden Grenzgänge in andere Disziplinen als geradezu notwendig erachtet, um das Dickicht der Geschlechterordnung, die Verknüpfungen zwischen symbolischen, strukturellen und individuellen Aspekten von Geschlecht zu durchdringen. Notwendig waren und sind sie ebenso, um Antworten auf die Frage zu finden, wie in kulturelle und soziale Strukturen, in Handlungen, Denksysteme und kulturelle Objektivationen die Geschlechterdifferenz eingeschrieben ist, und wie sich bestimmte männliche, soziale und kulturelle Muster als hegemoniale durchsetzen konnten.

Interdisziplinarität sei dabei »Form und Ergebnis des wissenschafts- und vernunftkritischen Vorgehens der feministischen Perspektive«, argumentieren die Teilnehmerinnen einer Arbeitsgruppe zu Interdisziplinarität, die im Rahmen des 1989 in Bonn stattgefundenen Symposiums »Feministische Erneuerung von Kunst und Wissenschaft« tagte. Die Forderung nach Interdisziplinarität werde getragen von verschiedenen Argumenten, die die Arbeitsgruppe wie folgt zusammenfaßt:

- *historisch*: Frauen waren aus der Konstitution und Ausdifferenzierung moderner Fachdisziplinen ausgeschlossen.
- *wissenssoziologisch*: Die Formen der Diskursinstitutionalisierung in den Fächern sind als Ergebnis von Statuskämpfen zu verstehen, die sich auf die Gegenstandskonstitution in einer Weise übertragen haben, daß diese den tatsächlichen Sachverhalten nicht entsprechen.
- *epistemologisch*: Etablierte Konventionen des Denkens stellen ein Hindernis bei der Konstitution neuen Wissens dar und neue Erkenntnisinteressen werden von den traditionellen Fächern nicht abgedeckt.
- *inhaltlich*: Die Komplexität der Forschungsobjekte ist nicht auf disziplinäre Perspektiven reduzierbar.
- *politisch*: Entscheidend sind die feministischen Fragestellungen und nicht die tradierten Organisationsstrukturen wissenschaftlichen Wissens.

Auffallend an dieser Zusammenstellung ist m.E., daß alle Argumentationen für Interdisziplinarität die Relation feministische Wissenschaft/traditionelle Wissenschaft fokussieren, die geforderte interdisziplinäre Praxis für Frauenforschung und die Paradoxien ihres Marschs in die Institutionen jedoch nicht in den Blick gerät. Alle Argumente implizieren, daß Interdisziplinarität per se *kritische* Praxis ist. Die im Foucaultschen Sinne *effektiven* Momente der eigenen Diskurse, und die Reflexion darauf, daß auch für die Frauenforschung gilt, daß *Interpretieren* ein Bestandteil der jeweils untersuchten Phänomene ist, alle Tatsachen also nur als Wissensobjekte existieren, die innerhalb eines Begriffsystems in unser Blickfeld gerückt sind, werden nicht beleuchtet. Auch der selbst-reflexive Blick auf die Prozesse der wechselseitigen Konstitution und Bestätigung von Disziplinargrenzen gerade durch interdisziplinäre Herangehensweisen bleibt weitgehend ausgespart. Nicht ausgemacht aber ist für mich, ob die Beanspruchung des Platzes einer kritischen Marginalität, von dem aus (sicher) der angestammte Wissenskanon befragt werden kann, ausreicht für eine durchgreifende Dezentrierung desselben oder aber ihn gerade dadurch weiterhin in der Position des Zentrums fixiert.

Wenn Frauen- und Geschlechterforschung aber den Anspruch, der in den vorgenannten Argumenten formuliert ist, ernst meint, dann muß auch die eigene Praxis sowohl hinsichtlich des von ihr produzierten Sinns als auch hinsichtlich ihrer tradierte Strukturen reproduzierenden Effektivität Gegenstand sein.

Fächerübergreifend verfaßte Studiengänge zur Frauen- und Geschlechterforschung müssen daher mehr und anderes sein als interdisziplinäre Studiengänge, die die Grenzen der Einzeldisziplinen im reflexiven Niemandsland belassen. Die je fachspezifische Konstitution von Gegenständen, Methoden und disziplinären Grenzen sowie die durch sie bestimmten bzw. beschränkten Perspektiven müßten zum Gegenstand gemacht werden, wenn es darum gehen soll, die überschneidenden Problemfelder, die sich aus der Perspektive der Geschlechterdifferenz als relevant erweisen, zwischen den Disziplinen zu bearbeiten (vgl. Wenk 1997).

Für diese transdisziplinäre Arbeit, die gewissermaßen ein nomadisches Dasein ist, insofern Nomadenkulturen sich dadurch auszeichnen, die je spezifische Produktivität verschiedener Orte zu nutzen, diese aber auch wieder verlassen, wenn sie »abgegrast« sind, ist ein besonderer »Beziehungssinn« vonnöten.

Der implizit in den vorgenannten Argumenten zu Interdisziplinarität enthaltene »Beziehungssinn« wird lediglich gedacht als einer der komplementären Ergänzung verschiedener disziplinärer Perspektiven. »Beziehungssinn« in einem transdisziplinären Sinne bedeutet dagegen die Bearbeitung von Grenzen, das transitorische Durchqueren anderer Disziplinen. Weniger metaphorisch gesprochen: Transdisziplinarität versucht, die je spezifischen Produktivitäten, die die Spezialisierung auf bestimmte Analysedimensionen und Logiken (des Geschlechterverhältnisses) hervorgebracht haben, aufeinander zu beziehen, ohne auf eine Homogenisierung der Perspektiven, die Unterstellung eines gemeinsamen Rahmens oder gar die Suche nach der einen großen Erklärung bzw. Theorie zu zielen. Es geht also nicht um Identität, sondern um eine Vielfalt unterschiedlicher Perspektiven auf ein, in Hannah Arendts Formulierung, »Gemeinsames, das verbindet und trennt«. Es wäre eine wissenschaftliche Praxis nach dem Arendtschen Modell des Handelns »im Verein«, denn »Welt«, schreibt Arendt, »entsteht nur dadurch, daß es Perspektiven gibt, sie ist nur jeweils als die so oder anders gesichtete Ordnung von Welt dingen« (vgl. Arendt 1989, 52ff).

Transdisziplinarität in einem starken Sinne verstehe ich als dekonstruktive Praxis, insofern sie Disziplinarität nicht zum Verschwinden bringt sondern durchkreuzt. Mit anderen Worten, disziplinär organisiertes Wissen wird in Begriffen der Differenz statt im Begriff der Identität durchdacht. Transdisziplinarität sucht also nach Differenz statt nach Grenzen, die Interiorität von Exteriorität trennt. Es ist die Anstrengung des *in Differenz denken* statt identitätslogisch Differenzen zu denken.

Es geht mithin nicht darum, alle Wissensformen zu vereinen durch eine gemeinsame Methodologie oder zu behaupten, daß Wissen überhaupt strukturlos sein könnte. Theoretisch-methodologische Klammer eines transdisziplinären Projektes ist weniger eine alles umspannende theoretische Perspektive oder aber ein gemeinsames axiomatisches Fundament bzw. Kategoriengerüst, sondern eine Denk-Haltung, wie Derrida sie für das Projekt der Dekonstruktion beschrieben hat: »What we called deconstruction is never a set of technical discursive procedures, still less a new hermeneutic method working on archives or statements in the shelter of a given and stable institution. Deconstruction is, at least, the *act of taking a position*, in the very work it does with regard to the political-institutional structures that constitute and govern our practices, our competences, and our performances« (zit.nach Elam 1994, 90).

Ziel einer solchen transdisziplinären intellektuellen Praxis wäre die wechselseitige und gegenseitig sich durchdringende Reflexion von Theorien, Erklärungsansätzen und Disziplinen, um methodologische und »gegenständliche« Abschottung immer wieder in Frage zu stellen und um eine demokratische Verknüpfung verschiedener Wissensformen zu erreichen. Das Ziel, sagt David Hiley, »besteht nicht darin, die Wahrheit über uns herauszufinden, sondern das Gespräch in Gang zu halten, indem erreichte Übereinstimmungen beständig in Frage gestellt und das Gespräch in neue Richtungen gelenkt« wird (Hiley 1989, 22).

Ziel wäre also die Einübung einer Praxis, in der »Theorie« ein Set umstrittenen, lokalisierten und konjunkturellen Wissens bezeichnete, das dialogisch debattiert wird, eine Praxis der »Artikulation von gemeinsamen Anliegen und des Findens einer Sprache, die als ein Weg des Sprechens über soziale Situationen akzeptiert wird, während die Möglichkeit des Dialoges oder besser eines Konfliktes der Interpretationen mit anderen geteilten diskursiven Praktiken, die unterschiedliche Anliegen artikulieren, offengelassen wird« (Dreyfus/Rabinow 1990, 62). »The challenge«, schreibt Christina Crosby, »is to question constantly our most powerful concepts« (Crosby 1992, 131).

Das wäre nicht mehr, aber auch nicht weniger als eine Praxis der demokratischen Verknüpfung verschiedener Wissensformen. Es würde bedeuten, daß die wissenschaftlichen Akteure (Individuen und Institutionen) selbstkritisch mit ihren eigenen Machtansprüchen und dem von ihnen produzierten Sinn umgehen, um damit tatsächlich eine Transformation dieser letzten Bastion feudal-maskulinistischer Dominanz und Ignoranz, der Universität, herbeizuführen, ohne uns in die Fangarme des globalisierten Konkurrenz-Kapitalismus zu treiben. Denn es gilt, wie Herbert Dreyfus und Paul Rabinow Foucaults Projekt umschrieben, »das zu verändern, was wir als unsere soziale Umgebung betrachten [...], uns zu gemeinsamem Handeln zu bewegen, [...] um die allgemeine Unruhe angesichts der allgegenwärtigen Gefahr zu reflektieren und zu erhöhen« (Dreyfus/Rabinow 1990, 62/3).

So verstanden, ist auch Transdisziplinarität nicht der »Stein der Weisen«, sondern eine kontingente Form, die auf aktuelle Krisenphänomene zu reagieren sucht, damit aber auch — womöglich — mit diesen Krisenphänomenen steht und fällt.

Statt der Globalisierungsstrategie des »Weiter so!« möchte ich deshalb mit einem trotzig-optimistischen »Glück auf KollegInnen!« schließen. Warum sollte die Idee der Universität im postnationalen Zeitalter — »im Verein« mit anderen Stimmen — nicht auch eine feministische Handschrift tragen, ohne unsere Stimme als einzig gültige zu setzen? Warum sollten wir nicht darum ringen, die Frage, was das nur Wißbare vom Wissenswerten unterscheidet, wieder zu einer relevanten Unterscheidung in der Produktion wissenschaftlichen Wissens werden zu lassen, welche Werte handlungsleitend sind für ein demokratisch motiviertes Forschen und Lehren, und überhaupt dafür streiten, daß die Universitäten wieder ein inspirierender Ort leidenschaftlichen Nach-Denkens werden? Wir sollten die Krise nutzen, uns, wie es Hannah Arendt in ihrem Vortrag »Die Krise in der Erziehung« bereits 1954 formulierte, noch einmal vorlegen, ob die Fragen noch angemessen gestellt sind, denn, so Arendt, die Chance einer Krise, die »die Fassaden wegrißt und die Vorurteile vernichtet«, läge darin, »dem nachzufragen und nachzudenken, was sich in ihr von dem Wesen der Sache selbst offenbart hat«. Eine Krise werde zum Unheil dagegen erst, fährt Arendt fort, »wenn wir auf sie mit schon Geurteiltem, also mit Vor-Urteilen antworten.« Ein solches Verhalten schärfe nicht nur die Krise, sondern bringe uns um die Erfahrung des Wirklichen (Arendt 1994, 256).

Es ist diese Fähigkeit zum Urteil, die der modernen Wissenschaft abhanden gekommen ist, indem sie sich auf »Wahrheit« in ihren verschiedenen Spielarten konzentrierte und darüber die Fragen des »guten Lebens« vernachlässigte (Lepenes 1997, 47). Und es ist diese Fähigkeit zum Urteil als einer ethischen Fähigkeit, die es einzuüben gilt: »Ethik«, beschreibt Michel de Certeau den wissenschaftlichen Prozeß, »bestimmt die Distanz zwischen dem, was ist, und dem, was sein sollte. Diese Distanz bezeichnet einen Raum, in dem wir etwas tun müssen« (de Certeau 1986, 199).

Für die weitere Diskussion transdisziplinärer Praktiken in der Frauen- und Geschlechterforschung sehe ich vor diesem Hintergrund im wesentlichen folgende Fragekomplexe:

Politische Situiertheit und Bedingungen der Möglichkeit von Frauen- und Geschlechterforschung

- Was sind die sozio-historischen, kulturellen und politischen Bedingungen der Möglichkeit einer emanzipativen Frauen- und Geschlechterforschung in einer Institution, in der Frauen 100 Jahre nach ihrem Auftritt auf der Bühne der Wissenschaft noch immer *academic outlaws* (Tierney 1997) sind, »in but not of the academy«, wie Sue Wise (1997) es formulierte? Was wurde durch die bisher gestellten Fragen denkbar und was könnte zukünftig denkbar sein? Was sind die nicht reflektierten Voraussetzungen, die alltagsweltlichen Vorannahmen, die auch das wissenschaftliche Wissen strukturieren und umgekehrt alltagsweltliche Evidenzen — etwa »natürliche« Geschlechterunterschiede und Sexualitäten — weiter stärken? Welche »Gegenstände« werden durch bestimmte Problemformulierungen »sichtbar« und welche dadurch notwendig ausgeblendet?
- Inwieweit fungiert die Geschlechterdifferenz als das Ungedachte der disziplinären Verfaßtheit wissenschaftlichen Wissens? Ist die moderne Geschlechterordnung Ordnungsprinzip und Modalität der modernen Produktion wissenschaftlichen Wissens? Wie strukturieren Geschlechterstereotype die Denkformen verschiedener Disziplinen?

Geschlecht: analytische Perspektive und/oder Gegenstand transdisziplinärer Geschlechterforschung?

- Bereits 1986 (dt. 1994) forderte Joan Scott eine »echte Historisierung und Dekonstruktion der Bedingungen des geschlechtlichen Unterschieds«, um dem Problem der Wiederholung festgeschriebener

Unterschiede zwischen den Geschlechtern im eigenen Denken begegnen zu können (Scott 1994, 49). Voraussetzung dafür sei eine striktere Unterscheidung zwischen analytischem Vokabular und zu analysierendem Material. Statt nach der Situation von Frauen zu fragen, sollten wir, so ihr aktueller Vorschlag, Prozesse der Differenzierung untersuchen, z.B. danach fragen, wie und unter welchen Umständen die Geschlechterdifferenz sich auf die Behandlung von Frauen auszuwirken begann. Bei der Analyse von Differenzierungsprozessen ginge es nicht darum, Differenzen als gegeben anzunehmen, vielmehr müßten die Bedingungen für Differenz selbst historisiert werden (vgl. Scott 1997).

- Kann Geschlecht dann überhaupt *Gegenstand* von Geschlechterforschung sein? Und wenn ja, wie? Inwieweit steht die disziplinäre Organisation des wissenschaftlichen Wissens dieser Unterscheidung in analytisches Vokabular und wissenschaftlichen Gegenstand womöglich entgegen? Was kann eine transdisziplinäre Orientierung in der Geschlechterforschung zu der Aufgabe einer nicht-essentialisierenden Konzeptualisierung von Geschlecht beitragen?

In- und Exklusion durch Disziplinarität

- Wenn Disziplinen dadurch definiert sind, daß sie spezifische Untersuchungsobjekte denominieren und die Regeln und Methodologien für die angemessene Untersuchung dieser Objekte festlegen, wie reflektiert man dann die Verdinglichung, Homogenisierung und die spezifischen Bornierungen disziplinärer Perspektiven in transdisziplinärem Arbeiten? Disziplinen sind also ebenso sehr definiert durch das, was sie einschließen, wie durch das, was sie ausschließen. Die Gefahr von Disziplinarität liegt in der Art und Weise, wie die Aufteilungen einer Disziplin dazu führen, das notwendige Spiel der Ausschlüsse, das strukturiert, was eine Disziplin einschließt, zu ignorieren. Disziplinen, schreibt Diane Elam, »amount to a containment strategy designed to prevent conflict and promote the uncritical acceptance of the institution. That is to say, disciplinarity is the regulatory mechanism which assures the continued success of the academic institution itself: by carefully controlling what gets included and excluded at any given point, the academy is able to guarantee its own reproduction« (Elam 1994, 97).

Verhältnis Disziplinen/Transdisziplinarität

- Träger der Transdisziplinarität sind die Disziplinen, d.h. die systematischen Formen, in denen sich das wissenschaftliche Wissen bildet, und das Medium, in dem sich das wissenschaftliche Lernen bewegt. Voraussetzung für Transdisziplinarität als wissenschaftliche Arbeits- und Erkenntnisform sind also die disziplinär verfaßten Wissensformen. Wo keine unterschiedlichen disziplinären Arbeitsformen in Forschung und Lehre existieren, dort kann es auch keine transdisziplinären Arbeitsformen geben, dort bleibt der Erkenntnisfortschritt, der sich zunehmend transdisziplinären Orientierungen verdankt, aus. In welchem Verhältnis muß daher die disziplinäre Verfaßtheit von Wissen zu deren transdisziplinärer Überschreitung gedacht werden? Wieviel und welche fachliche Ausbildung und Spezialisierung ist nötig für transdisziplinäres Arbeiten? Wenn die Organisation wissenschaftlichen Wissens in Disziplinen die hegemoniale Form ist und bleiben wird, ja es auch für transdisziplinäres Arbeiten eine notwendige Bedingung der Möglichkeit ist, daß Disziplinen existieren, wie kann dann das Zugleich von einzelwissenschaftlicher und transdisziplinärer Institutionalisierung von Frauen- und Geschlechterstudien aussehen?

Welche Art wissenschaftlicher Praxis braucht transdisziplinäre Wissenschaft?

- Voraussetzung für Transdisziplinarität ist der Verzicht auf axiomatisch gesetzte Grundlagen einerseits und Formen institutionalisierter Selbstreflexion andererseits. D.h. disziplinäre Grenzen — und damit die Konstruktion und Verteilung von Gegenständen, Erkenntnisweisen und Methoden — müssen als kontingente und immer umkämpfte Grenzen verstanden werden, die aufgrund historischer Zufälle nur ein je anderes Ensemble privilegierter Schemata sind.
- Wie kann eine solche Praxis der Historisierung der Probleme, Objekte und Denkwerkzeuge (in) der Frauen- und Geschlechterforschung aussehen? Wie kann eine Theorie der intellektuellen Praxis aussehen, die sowohl die Position der WissensproduzentInnen als auch die sozialen Bedingungen, die Wissen ermöglichen, und nicht zuletzt die Praxis der Erkenntnisproduktion, selbst in den Blick nimmt?
- Wie gehen wir mit der paradoxen Situation um, daß wir die Objekte, die wir zu entdecken beanspruchen, allererst als legitime und kohärente Wissensobjekte konstruieren? Mit anderen Worten, die Realität, auf die sich unsere Interpretationen beziehen, wird erst durch diese

Interpretation produziert, obwohl sich die Legitimität der Interpretation auf einen Glauben an eine Realität stützt, die außerhalb des Akts des Interpretierens existiert.

Literatur:

- Arendt, Hannah 1989: *Vita activa. Vom tätigen Leben*. München
- Arendt, Hannah 1994 [1954]: Die Krise in der Erziehung. In: *Zwischen Vergangenheit und Zukunft. Übungen im politischen Denken I*. München
- Bauman, Zygmunt 1995: *Ansichten der Postmoderne*. Hamburg
- Beck, Ulrich 1993: *Die Erfindung des Politischen*. Frankfurt/M.
- Bourdieu, Pierre/Wacquant, Loic J.D. 1996: *Reflexive Anthropologie*. Frankfurt/M.
- Crosby, Christina 1992: Dealing with Difference. In: *Feminists Theorize the Political*. Hg. Judith Butler/Joan Scott. London/New York
- De Certeau, Michel 1986: History: Science and Fiction, In: ders.: *Heterologies. Discourse on the Other*, Minneapolis MN
- Dölling, Irene/Krais Beate 1997 (Hg.): *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis*. Frankfurt/M.
- Douglas, Mary 1991: *Wie Institutionen denken*. Frankfurt/M.
- Dreyfus, Paul/Rabinow, Herbert 1990: Was ist Mündigkeit? Habermas und Foucault über »Was ist Aufklärung?«. In: Ethos der Moderne. Foucaults Kritik der Aufklärung. (Hg.) Eva Erdmann/Rainer Forst/Axel Honneth, Frankfurt/M.
- Dröge-Modelmog, Ilse/Flaake, Karin 1997: Frauen- und Geschlechterstudien an BRD-Hochschulen. Produktive Potentiale und Problemereiche. In: *Zeitschrift für Frauenforschung* 4/97
- Elam, Diane 1995: *Feminism and Deconstruction. Ms. en Abyeme*. London/New York
- Fox Keller, Evelyn 1995: Geschlecht und Wissenschaft: Eine Standortbestimmung. In: *Das Geschlecht der Natur*. (Hg.) Elvira Scheich, Barbara Orland. Frankfurt/M.
- Hark, Sabine 1996: *deviante Subjekte. Die paradoxe Politik der Identität*. Opladen
- Hark, Sabine 1998: Zur Institutionalisierung neuer Wissensfelder — Reflexivität als Programm. In: *Neue Impulse* 1998/1
- Hiley, David 1989: *Philosophy in Question; Essays on a Pyrronian Theme*. University of Chicago Press

- King, Katie 1994: *Theory in its Feminist Travels. Conversations in U.S. Women's Movements*. Bloomington: Indiana UP
- Knapp, Axeli/Landweer, Hilge 1995: »Interdisziplinarität« in der Frauenforschung. Ein Dialog. In: *L'Homme. Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft*. 6/2
- Lepenies, Wolf 1997: *Benimm und Erkenntnis. Über die notwendige Rückkehr der Werte in die Wissenschaften/Die Sozialwissenschaften nach dem Ende der Geschichte. Zwei Vorträge*. Frankfurt/M.
- McCraith, Lynette 1991: An Ethical Justification of Women's Studies; or What's s a Nice Girl Like You Doing in a Place Like This? In: *Hypatia* 6/2
- Mittelstraß, Jürgen 1998: *Die Häuser des Wissens. Wissenschaftstheoretische Studien*. Frankfurt/M.
- Scott, Joan 1994: Gender: Eine nützliche Katagorie der historischen Analyse. In: *Selbst Bewußt. Frauen in den USA*. (Hg.) Nancy Kaiser, Leipzig
- Scott, Joan 1997: Nach der Geschichte? Werkstatt Geschichte 17
- Teubner, Ulrike/Herbert, Gabriele 1997: *Frauen- und Geschlechterforschung in der Lehre an hessischen Hochschulen*. HMWK, Wiesbaden
- Tierney, William G. 1997: *Academic Outlaws. Queer Theory and Cultural Studies in the Academy*. London
- Türmer-Rohr, Christina 1997: Normale und nicht-normale Diskurse. Zur Lage der Universität. In: *Prokla* 104
- Wenk, Silke 1997: Kulturwissenschaftliche Geschlechterstudien als Aufbaustudiengang — ein transdisziplinäres Projekt. In: *Frauenuniversitäten: Initiativen und Reformprojekte im internationalen Vergleich*. (Hg.) Sigrid Metz-Göckel, Felicitas Streck. Opladen
- Wise, Sue 1997: What Are Feminist Academics For? In: *Knowing Feminisms*. (Hg.) Liz Stanley, London

Silke Wenk

Über die Notwendigkeiten und Schwierigkeiten des Durchquerens der Disziplinen

Zunächst möchte ich mich bei Sabine Hark und Irene Dölling herzlich bedanken für die Einladung, gemeinsam über Perspektiven von Frauen- und Geschlechterstudien an den Universitäten nachzudenken. Sabine Hark danke ich außerdem für ihre ausgezeichnete Ausarbeitung der Problemstellungen und (un)möglichen Perspektiven, der ich weitestgehend nur zustimmen kann. Mein Kommentar zielt vor allem auf zwei Fragen, die mir wichtig sind für die weiterführende Diskussion: erstens die Frage nach dem Charakter und den Konsequenzen gegenwärtiger Prozesse der Restrukturierung der Universitäten, damit geht es um die Rahmenbedingungen »transdisziplinärer Geschlechterforschung«; zweitens möchte ich einige Anmerkungen zur Perspektive der »Transdisziplinarität« machen. Ich spreche vor dem Hintergrund meiner Erfahrungen als Kunstwissenschaftlerin und als Mitinitiatorin des Aufbaustudiengangs »Kulturwissenschaftliche Geschlechterstudien« an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg.

Zur Bestimmung unserer Handlungsmöglichkeiten — in und zwischen den universitären Disziplinen — ist sicherlich eine Verständigung über die gegenwärtige hochschulpolitische Situation nötig. Eine von Sabine Hark zitierte Situationsbeschreibung lautet: Die Universitäten stehen unter einem enormen »Ökonomisierungs- und Rationalisierungsdruck«, Lehre und Forschung werden zunehmend an »Markterfordernissen und Verwertbarkeit« orientiert. Was gegenwärtig genau geschieht, scheint mir jedoch schwer exakt zu benennen. Daß »Wissen zur Ware« wird, ist wohl kaum neuartig, ebensowenig wie die Anforderungen »Innovationsfähigkeit« oder »Kreativität« in bestimmten Bereichen des Arbeitsmarktes. Es fehlt meiner Meinung nach eine genaue Analyse der Restrukturierungsprozesse der universitären Wissensproduktion, ihrer ökonomischen und institutionellen Gründe und ihrer durchaus widersprüchlichen Dynamik.

Beschreiben lassen sich gleichwohl einige Effekte der aktuellen Um- oder Restrukturierung der Universitäten. Als Effekte einer staatlichen

Politik, die sich immer mehr aus den Bereichen von Bildung und Forschung zurückziehen versucht und einer damit einhergehenden Autonomie der Hochschulen — eben auch in der Verwaltung des Mangels — können zum einen Tendenzen zu einer Re-Disziplinierung der Wissenschaften beobachtet werden, zum anderen auch eine problematische Vermengung von Aufgaben eines (betriebswirtschaftlich orientierten) Managements einerseits und der wissenschaftlichen Produktion und Ausbildung andererseits.

Re-Disziplinierungsversuche, d.h. Prioritätssetzungen überkommener Ansprüche der jeweils eigenen Fachdisziplin gegenüber interdisziplinären oder disziplinen-übergreifenden Problemstellungen, bekommen offenbar neue Bedeutung. Ein Zurück zu dem vermeintlich sicheren Ort der jeweiligen Herkunftsdisziplin scheint in den Zeiten der Geldknappheit naheliegend zu sein.

Diese Tendenz droht zugleich, Bemühungen selbst-reflexiver Analyse des jeweiligen disziplinären Standpunktes, seiner Historizität und seiner Beschränkungen, ein Ende zu setzen. Als Beispiel dafür können die Kulturwissenschaften angeführt werden: Kaum wurden an deutschen Universitäten erste Versuche gemacht, den in Großbritannien und den USA längst etablierten *Cultural Studies* vergleichbare Forschungsrichtungen zu institutionalisieren, wird auch schon die Kritik an den Cultural Studies gefeiert, wie sie etwa von der amerikanischen Kunsthistorikerin Rosalind Krauss formuliert wird.² Ihre Wendung gegen eine kulturwissenschaftlich orientierte Kunstgeschichte ist ein Plädoyer für eine Re-Orientierung an den klassischen Mythen der Kunstgeschichte, gegründet auf die Vorstellung eines kritisch-utopischen Potentials »der Kunst«, das längst fragwürdig geworden ist. Ein solches Plädoyer ist zugleich eine Absage an die Anstregungen, über eine neue Verortung der Disziplinen im jeweiligen institutionellen Gefüge nachzudenken; es ist zumindest implizit auch ein Plädoyer zur Rückkehr zu den Institutionen, die »immer schon« bedient werden wollten, wie etwa im Fall der Kunstgeschichte die Kunstmuseen oder auch der Kunstmarkt, die ihrerseits die universitäre Disziplin als Meisterdiskurs (unausgesprochen aber effektiv) stützen.

Und eben hier werden auch die Vermengungen von Management und

² Krauss kritisiert ebenso ein *deskilling* der Cultural Studies als auch die darin bestimmende Semiologie/Semiotik. Vgl. Rosalind Krauss: Der Tod der Fachkenntnisse und die Kunstfertigkeiten. In: *Texte zur Kunst*, Nr. 20, 1995, 61-67. Anzumerken ist, daß die Rezeption der Kritik der amerikanischen Kunsthistorikerin an Universitäten in Deutschland sich hier gegen etwas richtet, was im Mainstream etwa der Kunst- und Kulturwissenschaften hierzulande ohnehin marginalisiert blieb.

wissenschaftlicher Produktion, von der ich oben sprach, besonders problematisch, wenn sie das herkömmliche Gefüge der Institutionen, in das wissenschaftliche Disziplinen auch außerhalb der Universität eingebunden sind, nicht mehr reflektieren.

Darüber hinaus ist zu beobachten, daß die Orientierung an »Verwertbarkeit« von Forschung und Lehre bei Lehrenden ebenso wie bei Vertretern der Universitätsverwaltung nicht selten Vorstellungen reproduziert, die eher der Ökonomie und Gesellschaft des 19. Jahrhunderts zu entsprechen scheinen, als den Problemstellungen der gegenwärtigen Welt. Altbekannte Allmachtsphantasien verbinden sich mit Imaginationen von »Verwertbarkeit«, die zugleich von den jeweiligen unhinterfragten und überkommenen Idealen der Einzeldisziplinen bestimmt sind, die ihrerseits von überaus reformierungsbedürftigen außeruniversitären Institutionen mitgetragen werden.

Zugleich jedoch lassen sich in dem Prozeß der Umstrukturierung auch nicht weniger wirksame Gegentendenzen ausmachen: eine zunehmende Konzentration von Geldern in Forschungsinstitutionen, in denen Grundlagenforschung gemacht wird, die eben ein Absehen von unmittelbarer »Verwertbarkeit« voraussetzt, oder auch Innovationen in Ausbildungseinrichtungen von Großbetrieben.

Eine Gegentendenz ist schließlich auch die partielle Förderung von Frauen- und Geschlechterstudien an den Universitäten, die sich zugleich als Teil deren Umstrukturierung fassen läßt — als »Symptom einer allgemeinen Krise der disziplinär verfaßten Wissensproduktion«, wie Sabine Hark analysiert. Die »Erosion der Nationalstaaten« stellt eine »Herausforderung für die quasi nationalstaatlich verfaßte disziplinäre Organisation der Universitäten und des in ihnen produzierten Wissens dar«. Im Anschluß an Clifford Geertz (»Welt in Stücken«, 1996) ließe sich ergänzen: auch die Verwerfungen und Brüche in der Landschaft der Identitätskonstruktionen bringen die Stabilität der Disziplinen ins Wanken; Globalisierung und gleichzeitige Regionalisierung, die Neo-Nationalismen eingeschlossen, verlangen eine Erweiterung der Perspektiven und ebenso eine Präzision des Blicks auf die Krisen und ihre Symptome.

Eine Intervention nicht nur in die gegenwärtigen Restrukturierungsprozesse ist ebenso dringend wie eine Intervention in die Art und Weise, wie die Probleme formuliert werden: Was die Krise der Universitäten ist, was in der Krise ist, bleibt genauer zu bestimmen, und wir sollten in diese Definition intervenieren.

Die »Probleme der gegenwärtigen Welt lassen sich nicht (länger) disziplinär definieren«, postuliert Sabine Hark. Auch in dem, 1997 an der Oldenburger Universität eingeführten Aufbaustudiengang »Kulturwissenschaftliche Geschlechterstudien« haben wir »Transdisziplinarität« als übergreifende Perspektive formuliert. Ausgangspunkt dafür war, daß Problemlösungen der Geschlechterforschung nicht (mehr?) aus den einzelnen Disziplinen zu erwarten sind, sondern zwischen den Disziplinen zu erarbeiten sind. Der Begriff der Transdisziplinarität ist von uns bewußt gewählt worden, und zwar in Unterscheidung zur »Interdisziplinarität«, die, wie ich meine, in der universitären Forschung bislang meist bloßes Postulat geblieben ist.

Die Gründe dafür sind auf mehreren Ebenen zu suchen: Zum einen liegen sie darin, daß sich in der Kooperation zwischen VertreterInnen verschiedener Disziplinen immer wieder das Problem der Hierarchisierung einstellt, daß einzelne Wissenschaften beanspruchen »Leitwissenschaften« zu sein, sei es, daß sie eine übergreifende Sicht der Welt zu liefern beanspruchen, sei es daß sie behaupten, mit »praktisch« relevanten Problemen befaßt zu sein — im Unterschied etwa zu Kulturwissenschaften (und hier spreche ich aus eigener Erfahrung), die sich »bloß« mit dem Symbolischen beschäftigen. Die mehr oder weniger explizite Hierarchisierung der Disziplinen wird darüber hinaus nicht selten durch den Geldzufluß stillschweigend reguliert.

Zum anderen liegen die Schwierigkeiten interdisziplinären Arbeitens, Forschens und Lehrens in den jeweiligen Fachkulturen, ihrer relativen Eigendynamik und Beharrlichkeit. Fachkulturen in ihrer jeweiligen Einschränkung auf bestimmte Gegenstände und mit ihnen verbundene Forschungsmethoden zeichnen sich nicht nur durch spezifische Beschränkungen aus, die Potential und Behinderung zugleich sind. Fachkulturen sind zudem von je spezifischen Narzißmen bestimmt. Auch Frauen sind darin involviert; wenn sie sich einen Platz in der Disziplin erobern konnten, mußten sie sich durch die je spezifischen Fragestellungen und den je spezifischen Habitus hindurcharbeiten und sich diese aneignen. Und auch wenn sie solches im Widerstreit getan haben, ist dies nicht spurlos an ihnen vorbeigegangen.

Werden die beschriebenen Hindernisse nicht selbst zum Thema gemeinsamer Reflexion gemacht, so stellen sie sich wohl immer wieder ein, stillschweigend und beharrlich. Transdisziplinarität als Programm schließt somit notwendig ein, über die Disziplinen, ihre Einschränkungen und Beschränkungen nachzudenken. Das bedeutet, die Konstitution der

Gegenstände der jeweiligen Disziplinen zu reflektieren, die zugelassenen beziehungsweise (explizit und implizit) ausgegrenzten Fragen zu thematisieren.

Disziplinen lassen sich in Anlehnung an Michel Foucault als Diskurse beschreiben, die systematisch die Gegenstände hervorbringen, von denen sie sprechen. Schließlich geht es damit auch um die Frage, in welcher Weise Geschlechterkonstruktionen in die Konstitution der Fächer und ihrer Gegenstände eingelassen sind.

Am Beispiel des Oldenburger Aufbaustudiengangs »Kulturwissenschaftliche Geschlechterstudien« kann dies veranschaulicht werden: Die beiden Initiatorinnen des Studiengangs (meine Kollegin Karen Ellwanger, Kulturwissenschaftlerin mit dem Schwerpunkt Bekleidungsgeschichte im Fach Textilwissenschaft und ich, Kunstwissenschaftlerin) kommen aus zwei Disziplinen, die traditionell nicht nur streng gegeneinander abgeschottet sind, sondern zugleich auch hierarchisch angeordnet: Während die universitäre Kunstgeschichte als Meistergeschichte mit relativ hohem Prestige weitgehend männlich dominiert geblieben ist, ist Textilwissenschaft, verknüpft mit dem Alltäglichen, den Dingen für den Gebrauch oder für »bloße Dekoration«, nach wie vor »in Frauenhand«. Die Arbeitsteilung der Fächer ist hier überdeutlich durch die Geschlechterhierarchie bestimmt.

Die spannenden Fragen liegen jedoch gerade auch zwischen diesen beiden Disziplinen. Ein Beispiel dafür ist der Lehr- und Forschungsschwerpunkt »Inszenierungen des Weiblichen im politischen Raum« (von der Französischen Revolution bis heute), den wir im letzten Jahr installierten und zum Thema der ersten Sommerakademie des Kollegs »Kulturwissenschaftliche Geschlechterstudien« im Sommer 1998 gemacht haben. Dieser Schwerpunkt versucht zu erschließen, was zwischen den Disziplinen unberücksichtigt bleiben mußte und umgekehrt nur zwischen den Disziplinen bearbeitet werden kann; involviert sind hier sowohl Kunstgeschichte, die zur Analyse der visuellen Kultur beitragen kann, als auch Textilwissenschaft als Geschichte der Bekleidung und Wissenschaft der Bedeutungen von Textilem und Politikgeschichte und —theorie. In der Arbeit »dazwischen« lassen sich die verschiedenen Ansätze, Methoden und Fragestellungen der unterschiedlichen Disziplinen nutzen und zugleich befragen und modifizieren.

Perspektiven der Transdisziplinarität liegen folglich nicht jenseits der Disziplinen an einem utopischen Ort. Disziplinen sind und bleiben (zunächst) unhintergehbare Voraussetzung für transdisziplinäres

Forschen und Lernen. Aber es geht dabei eben nicht um ein bloßes Aneinanderfügen, nicht nur um ein bloß additives Verfahren bei gleichzeitigem Akzeptieren des Status quo der verschiedenen Disziplinen.

Transdisziplinarität ist so zu verstehen als ein gegenseitiges Befragen der Prämissen, der Gegenstände und Methoden der jeweiligen Disziplinen. In einem nur so möglichen gemeinsamen Durchqueren der Disziplinen ist die gegenseitige Befragung des (disziplinären) Orts, von dem aus man/frau kommt und spricht, prozessualer Bestandteil.

Und die Verständigung über das jeweils lokale Wissen sollte so auch ein Austausch über die immer auch lokal bestimmten Problemstellungen und Kämpfe sein. Wenn wir in einen Dialog darüber treten (können), haben wir bereits eine grundlegende Arbeit begonnen: So kann eine demokratische Verknüpfung der Differenzen möglich werden — bei gleichzeitiger gegenseitiger Einmischung, auf die wir gleichfalls nicht verzichten sollten.

Beate Neumeier

Chancen der Geschlechterforschung? Disziplinarität — Interdisziplinarität — Transdisziplinarität

Zur Disziplinarität

Ausgangspunkte von Sabine Harks Überlegungen zu »Disziplinären Quergängen« der Frauen- und Geschlechterforschung sind die Verfaßtheit, das Selbstverständnis und das Verhältnis der Disziplinen untereinander als Voraussetzung für Interdisziplinarität und Transdisziplinarität. Dabei wird die Etablierung inter- und transdisziplinärer Studiengänge als »Symptom« und zugleich als Lösung »einer allgemeinen Krise der disziplinär verfaßten Wissensproduktion selbst« gewertet.

Trotz der von mir durchaus geteilten Forderung nach innovativen Organisationsformen der Universität möchte ich mir in diesem Kontext doch einige kritische Anmerkungen zu der allenthalben und zunehmend gerade von Seiten der Politik beschworenen Krise der Wissenschaften erlauben. Diese Krisenbeschwörung wird ja nicht von ungefähr gerade an diejenigen Wissenschaften festgemacht, die die ständige Reflexion von Fragen der Selbstlegitimation bereits hinlänglich internalisiert haben, und die aufgrund dieser Selbstreflexivität Inter- und teilweise auch Transdisziplinarität bereits praktizieren: nämlich an den Geistes- und Kulturwissenschaften. Die Krise der Wissenschaften erscheint in diesem Zusammenhang mindestens ebenso sehr als Krise der Finanzpolitik, die an dem vermeintlich schwächsten Glied abgearbeitet wird, dessen marktorientierte Verwertbarkeit am wenigsten offensichtlich ist.

Die im Rahmen ihrer Quergänge von Sabine Hark beklagte Verfestigung disziplinärer Grenzen steht also in einem direkten Zusammenhang zu der (etwa in Brandenburg) gerade von ministerieller Seite erhobenen nachdrücklichen Forderung nach Interdisziplinarität. Beide Phänomene sind notwendig aufeinander bezogen. Denn allzu oft (und an dieser Universität gibt es dafür einige Beispiele) ist die geforderte Interdisziplinarität nur Bemäntelung ministerieller Streichungspolitik. Querschnittsprofessuren haben zumindest von der konzeptionellen Intention her oft sehr wenig mit Querdenken zu tun. Es ließe sich in diesem Zusammen-

hang in der Philosophischen Fakultät I der Universität Potsdam etwa die Situation der Fachdidaktiken, der Angewandten Sprachwissenschaften oder der Kulturwissenschaften anführen. Die Angst der Disziplinen vor einer Auflösung durch solchermaßen kaschierte Strategien des Abbaus führt vor diesem Hintergrund zu einer nur allzu verständlichen Tendenz der Redisziplinierung und geht einher mit einer natürlich oft polemischen Betonung disziplinärer Methodenkenntnis (*skillfulness*) gegenüber interdisziplinärer Verflachung (*de-skilling*). Solche Mechanismen können in der Folge in der Tat zu einer Abschottungspolitik im Sinne einer anachronistischen Simulation der Homogenität der Disziplinen führen, die im diametralen Gegensatz zur faktischen Heterogenität der Fachmethodik steht.

Interdisziplinarität

Gleichwohl bietet die Interdisziplinarität trotz dieser Einwände entscheidende Chancen für wissenschaftliche Weiterentwicklung. (Oder polemisch gesprochen: Hier zeigt sich zuweilen die Diskrepanz zwischen Intention und Intentionalität ministerieller Entscheidungen.) Diese Chancen sind ja auch beispielsweise gerade in den Geistes- und Kulturwissenschaften bereits genutzt worden und werden (trotz beobachtbarer Rückbildungstendenzen) weiter genutzt. Ich möchte hier verweisen auf die Einrichtung bzw. konzeptionelle Vorbereitung interdisziplinärer Studiengänge und/oder damit verbundener (Querschnitts)professuren etwa im Bereich der Jüdischen Studien, der Medienstudien oder der Vergleichenden Literaturwissenschaft, um einige Beispiele aus dem Bereich der Philosophischen Fakultät I der Universität Potsdam zu nennen. In diesem Rahmen kommt den Frauen- und Geschlechterstudien als fakultätsübergreifendes Lehr- und Forschungsprofil traditionell ein entscheidender Stellenwert zu.

Der von Sabine Hark in ihren »Quergängen« betonte Aspekt der Internationalisierung in Lehre und Forschung hat sich in diesem Zusammenhang in der Tat — wenn auch in begrenztem Rahmen — als Chance für die Etablierung der Frauen und Geschlechterforschung erwiesen und den Eingang der Gender Studies auch in sehr traditionell verfaßte Disziplinen ermöglicht bzw. erzwungen. In diesem Kontext werden also auch durchaus positiv instrumentalisierbare Aspekte der Marktorientierung deutlich, die sich gerade für die zukünftige Entwicklung strategisch nutzen lassen.

Solange die Universität auch als wissenschaftliche Ausbildungsstätte begriffen wird, stellt die Orientierung an den Bedürfnissen des Marktes immer einen entscheidenden Faktor insbesondere für die Mittelvergabe dar. Dies kann und muß sich gerade die Frauen- und Geschlechterforschung zu Nutze machen, indem sie die Verbindung von Wissenschaft und Praxisbezug nach außen hin deutlich macht. Gerade die Frauen- und Geschlechterforschung ist ja aufgrund ihrer Entwicklung im Zusammenhang der Frauenbewegung seit jeher politik- und praxisorientiert.

Diese Praxisorientiertheit kann für die Etablierung der Frauen- und Geschlechterforschung an den Universitäten nutzbar gemacht werden, so wie es ja auch in dem an der Universität Potsdam geplanten Nebenfach-Studiengang vorgesehen ist. Eine deutliche Schwerpunktsetzung im Bereich frauen- und geschlechterpolitischer Aspekte kann konkrete frauenpolitische Projekte, Analysen der Arbeit in Gleichstellungszusammenhängen, in juristischen Zusammenhängen, bei der Karriereplanung etc. umfassen. Dies entspricht zum einen den Forderungen der Studierenden nach einer stärkeren Verbindung von Wissenschaft und Praxis. Zugleich kann dies aber auch dazu beitragen, berufsbezogene Kontakte zu erstellen. In diesem Zusammenhang wäre auch eine stärkere Integration von Berufspraktika in inter-/oder transdisziplinären Studiengängen wichtig als eine Möglichkeit, in den Bereichen Wirtschaft, Verwaltung und Politik sowie den kulturellen Institutionen (die hier bereits am weitesten involviert sind), eine Offenheit für BerufsanwärterInnen aus entsprechenden Fachrichtungen (mit Magister-Abschlüssen) zu erreichen.

Transdisziplinarität

Das Postulat einer transdisziplinären Geschlechterforschung erscheint im Zusammenhang der gegenwärtigen Wissenschaftsdebatte grundsätzlich überzeugend. Das Bemühen, über ein Konzept der Interdisziplinarität hinauszugehen, das die Intaktheit der Grenzen der Disziplinen impliziert, entspricht analogen Bemühungen in anderen Zusammenhängen. (Ich denke etwa an die Debatte um Inter- und Transkulturalität.)

Allerdings erscheint mir die im Eingangsreferat von Sabine Hark vertretene These, daß interdisziplinäre Praxis den »selbstreflexiven Blick auf die Prozesse der wechselseitigen Konstitution und Bestätigung von Disziplinargrenzen« ausspare, sowie daß Interdisziplinarität nur auf »komplementäre Ergänzung« verschiedener disziplinärer Perspektiven hinauslaufe, allzu polemisch. Wenn Selbstreflexivität Transdisziplinarität

bedeutet, ist dann nicht bereits ein Gutteil bislang existierender interdisziplinärer Arbeit (jedenfalls in den Kulturwissenschaften) eigentlich offenbar trans- (oder doch meta-)disziplinär?

Wenn Transdisziplinarität in der praktischen Umsetzung mehr sein soll als bloßer Etikettenwechsel, mehr als ein Passepartout-Begriff, dann müssen hierfür entscheidende Voraussetzungen in den Einzeldisziplinen geschaffen werden. Denn was bedeutet Transdisziplinarität für die Verfaßtheit der Einzeldisziplinen? Wenn Transdisziplinarität Reflexion eben nicht nur im Sinne einer Auseinandersetzung mit anderen Disziplinen aus der eigenen Perspektive heraus bedeutet, sondern als Durchkreuzen der Disziplinen im Sinne wechselseitiger Reflexion verstanden wird, dann ist eine entscheidende Voraussetzung für Transdisziplinarität die verstärkte grundsätzliche Selbstreflexion in allen an einem solchen Studiengang beteiligten Einzeldisziplinen! Nur dann können in einem transdisziplinär angelegten Studiengang etwa Lehrformen des *Team Teaching* erfolgreich praktiziert werden. Hieraus wird m.E. auch die Notwendigkeit der institutionellen Verankerung der Frauen- und Geschlechterforschung in den *Einzeldisziplinen* (etwa über Studienordnungen, über entsprechend ausgerichtete Stellenausschreibungen etc.) deutlich.

Die immer wieder geäußerten Befürchtungen einer Überfrachtung eines Studiengangs durch den Anspruch der Transdisziplinarität scheinen mir dagegen unbegründet. Erfahrungen an anderen Universitäten zeigen eher, daß die Schwierigkeiten mit der Transdisziplinarität gerade darauf basieren, daß in den Studiengängen bislang nur disziplinär gedacht wird. Plötzlich eingeforderte Inter- oder Transdisziplinarität von Studiengängen ist dann oft nicht mehr als ein heterogenes Konglomerat an Veranstaltungen einzelner Disziplinen ohne erkennbaren Zusammenhang. Transdisziplinarität kann nicht ein bloß zusätzliches Attribut für postgraduale Studien sein, sondern muß von Anfang an praktiziert werden.

Auch das immer wieder vorgebrachte Argument der jeglicher Transdisziplinarität inhärenten Gefahr der Einebnung oder Einschmelzung von Differenzen, d.h. des Verlernens des Differenzierens, die Gefahr des *de-skilling* durch reinen Bezug auf eine Metasprache scheint mir für das hier anstehende Projekt eines transdisziplinären Studiengangs Frauen- und Geschlechterforschung unbegründet: Transdisziplinarität soll in diesem Zusammenhang ja gerade nicht verstanden werden als Reduktion von Differenzen im Sinne des Überstülpens vereinheitlichender Meta-Diskurse über die verschiedenen Disziplinen, sondern als Erweiterung der Differenzierung im Zusammenspiel der Disziplinen. Es geht gerade

nicht um das gegenseitige Ausspielen von Disziplinarität und Transdisziplinarität, sondern um produktives Zusammenwirken.

Die hierfür nötige enge Zusammenarbeit aller beteiligten Fächer, die Innovations- und Experimentierbereitschaft (insbesondere im Hinblick auf Lehrmethoden) hat gerade an der Universität Potsdam eine entscheidende Realisierungschance. Wenn diese Chance genutzt wird, kann Transdisziplinarität tatsächlich im Sinne des Nomadischen funktionieren, nämlich als »critical consciousness that resists settling into socially coded modes of thought and behaviour« — wie Rosa Braidotti dies in ihrem Buch *The Nomadic Subject* formuliert. »The nomadic subject«, so Braidotti, »is a myth, that is to say a political fiction, that allows me to think through and move across established categories and levels of experience: blurring boundaries without burning bridges.« Letzteres wäre meine Hoffnung für den transdisziplinären Studiengang »Frauen- und Geschlechterforschung« an dieser Universität und anderswo.

Meike Baader

Transdisziplinarität: ein überfrachtetes Konzept für einen Studiengang?

1. Vorbemerkung

Ich gehe in meinen folgenden Ausführungen weniger auf die Einschätzungen der hochschulpolitischen Rahmenbedingungen ein, noch auf die Frage der Neuordnung wissenschaftlich-feministischen Wissens oder auf das Verhältnis der Frauen- und Geschlechterforschung zu den etablierten Disziplinen, wie Sabine Hark sie in ihrem Beitrag aufgeworfen hat. Zur derzeitigen Situation der Universitäten nur soviel: Die *alma mater* befindet sich in einer Legitimationskrise, mit der zugleich Image- und Reputationsverluste von Hochschullehrern und Hochschullehrerinnen verbunden sind, die Konsequenzen dafür haben, wie diese auf die Krise der Universitäten reagieren. Die Universitäten stehen unter einem Legitimationsdruck, auf den auffällig wenig mit Reformkonzepten von innen heraus und mit Debatten um das Selbstverständnis reagiert wird, sondern oft ängstlich und verschreckt mit Orientierungen an Geldgebern, Arbeitsmarkt und an der Nachfrage. Ein entscheidendes Problem bei dem anstehenden Prozeß der Selbstreflexion der Universitäten scheint mir unter anderem, daß die Institution und die ihr Angehörigen sich schwer damit tun, diese als lernende Organisation zu begreifen, was zunächst einmal voraussetzt, daß alle Beteiligten die Institution, in der sie tätig sind, genau kennen und wissen, was in ihr passiert. Damit sind zugleich einige Ergänzungen zu der Perspektive Sabine Harks benannt. Ich meine, daß eine Analyse von Institutionen auch nach dem institutionenspezifischen Handeln der Personen, die ihr angehören, fragen muß, besonders wenn es um die Frage geht, was wir in diesen Institutionen tun wollen beziehungsweise können.

In meinem Kommentar werde ich mich auf die Frage konzentrieren, ob Transdisziplinarität ein sinnvolles Konzept für die Konzeption eines Studienganges »Frauen- und Geschlechterstudien« sein kann oder nicht, denn darum geht es ja hier in Potsdam zur Zeit. Dies berührt sowohl das Verhältnis von Transdisziplinarität zu Disziplinarität als auch

die Differenz zwischen Transdisziplinarität und Interdisziplinarität. Abschließend werde ich einige Überlegungen aus der Perspektive meiner Disziplin, der Pädagogik, vortragen.

2. Die Unmöglichkeit von Transdisziplinarität für die Konzeptionierung eines Studienganges

Sabine Hark führt aus: »In einer transdisziplinären Orientierung [...] würde die je fachspezifische Konstitution von Gegenständen, Methoden und disziplinären Grenzen [...] zum Gegenstand«, das heißt: thematisiert werden sollen besonders die Grenzen zwischen den Disziplinen — soweit die vorgestellte Definition von Transdisziplinarität und damit auch die — implizite — Abgrenzung zur Interdisziplinarität.

Um die Disziplingrenzen zwischen den verschiedenen Fächern zum Thema zu machen, bedarf es zunächst einmal des Wissens über den Gegenstand einer Disziplin und ihr jeweiliges Selbstverständnis, um dann eine Vorstellung von den Grenzen der Disziplin und möglicherweise von den an sie angrenzenden Nachbardisziplinen zu entwickeln. Um über diese Kenntnisse zu verfügen, bedarf es schließlich auch der Auseinandersetzung mit der Genese der jeweiligen Disziplin, also mit Wissenschaftsgeschichte. Der Erwerb des Wissens über den Gegenstand einer Disziplin dauert in der Regel ein ganzes Studium und ist auch dann, sollte der wissenschaftliche Qualifikationsweg weitergehen, nicht abgeschlossen. Studierende und Lehrende eines transdisziplinären Studienganges müßten also von Anfang an das leisten, wozu Studierende und Lehrende einer universitären Disziplin ein ganzes Studium Zeit haben. Von Anfang an müßte die Konstitution des Gegenstandes *mehrerer Fächer* in einer Weise thematisch sein, die zugleich dazu befähigt, sich in kritischer Perspektive mit den je dazugehörigen Grenzbestimmungen auseinanderzusetzen. Ich will dazu ein Beispiel geben: Studierende der Kunstgeschichte in Europa müssen zunächst einmal wissen, daß der Gegenstand des Faches in zeitlicher Perspektive mit der Entstehung des Christentums beginnt, Kunst also, die älter als das Christentum ist, nicht zum Gegenstand der Kunstgeschichte gehört. Um die damit verbundene Grenzziehung und das damit einhergehende Selbstverständnis wirklich zum Thema kritischer Reflektion zu machen, bedarf es aber wesentlich mehr als der bloßen Information über diesen Umstand.

Ein weiteres Beispiel: Selbst Studierende am Ende des Grundstudiums, also im 4. Semester, so meine Erfahrung bei der Lehre der Erziehungs-

wissenschaft in Potsdam, tun sich noch äußerst schwer, zu sagen, ob ein Text eher soziologischer, psychologischer, pädagogischer oder historischer Provenienz ist. Das Wissen um die spezifischen Fragestellungen und methodischen Zugriffe der einzelnen Disziplinen sollte im Verlaufe des gesamten Studiums erworben werden, wie sollen da die Grenzen von Anfang an ein Thema sein? Wo soll bei einer solchen Orientierung die Kenntnis des spezifischen Handwerkszeugs der jeweiligen Disziplinen herkommen, wo soll die *skillfulness* erworben werden, die in den neuesten wissenschaftstheoretischen und methodologischen Debatten in den USA wieder sehr gefragt ist? Schließlich gibt es dort schon länger jene inter-, trans- oder postdisziplinären Studienprogramme, und als Reaktion auf in diesem Zusammenhang gemachte Erfahrungen werden nun die *skills* wieder eingefordert. So beschreibt die Kunstwissenschaftlerin Rosalind Krauss etwa das Problem der Post- oder Interdisziplinarität als Problem des Endes der Fachkenntnisse, als *deskilling*. Dieses Phänomen entsteht in den Augen von Krauss im Prozeß der Wissenstradierung beziehungsweise des Ausbleibens der Tradierung von spezifischen Fachkenntnissen, also bei den Studierenden jener disziplinüberschreitenden Programme. Während diejenigen, die die Programme entwickeln würden, noch über die Fachkenntnisse verfügten, sei dies bei der nachfolgenden Generation nicht mehr der Fall.³

Studierende des interdisziplinär angelegten Studienganges »Gender Studies« an der Humboldt-Universität beschreiben es als große Schwierigkeit, sich in die Logiken der einzelnen Fächer, die ihnen zur Auswahl stehen, einzuarbeiten. »Unterschiedliche Vorbildung, völlig konträre Theorien und Fachmethodiken und gleichzeitig der Anspruch, »kritische Wissenschaft« betreiben zu wollen« führen zu einem Gefühl der Überforderung, so eine Bestandsaufnahme bei Studierenden der ersten Semester⁴. Wenn dazu noch der metatheoretische Anspruch kommt, die Fächergrenzen selbst kritisch zu reflektieren, wird dieser Anspruch noch höhergeschraubt. Meine These ist, daß das Konzept einer transdisziplinären Geschlechterforschung, wie Sabine Hark es vorgetragen hat, eine interessante und innovative — oder um das von ihr eingeführte Wortspiel weiterzuspielen — eine mögliche Perspektive für ein Postgraduiertenkolleg sein kann und daß im Rahmen eines

³ Siehe hierzu Krauss, Rosalind: Der Tod der Fachkenntnisse und Kunstfertigkeiten. In: Texte zur Kunst. Nr. 20/1995, 61-67, vor allem S. 64.

⁴ Baureithel, Ulrike: Das Gefühl, Außenseiter zu sein. Gender Studies an der Humboldt legen Wert auf Interdisziplinarität. Die Tageszeitung, 4./5. April 1998, Magazin, S. IX.

Forschungsprogrammes entsprechende wissenschaftsgeschichtliche Fragestellungen entwickelt werden könnten, die Konstitution und Grenzen von Disziplinen zum Gegenstand machen. Dabei scheint es mir wichtig, daß es die *Fragestellungen* sein müssen, die über die Angemessenheit oder Notwendigkeit einer transdisziplinären Perspektive entscheiden. Jedenfalls: Für einen Studiengang, der dieses Programm wirklich seriös einlösen will und bei dem die avisierte Transdisziplinarität nicht zur Leerformel wird, scheint mir das Konzept zu überfrachtet. Nebenbei: Wolf Lepenies Forderungen nach Transdisziplinarität, auf die sich Sabine Hark beruft, stehen im Rahmen von Überlegungen, die in erster Linie wissenschaftspolitischer Natur sind.

3. Kritische Bestandsaufnahme der Erfahrungen mit Interdisziplinarität

Im Kampf der Universitäten und Institute um Ressourcen und Rankings ist Profilbildung gefragt, und dies macht auch vor der Frauen- und Geschlechterforschung nicht Halt. Da mag es eine gute Idee sein, dem interdisziplinär angelegten Studiengang Gender Studies in Berlin ein Konzept der *Transdisziplinarität* in Potsdam entgegenzustellen. Da die Transdisziplinarität die Interdisziplinarität überschreiten will und ihr gewissermaßen noch eine Metaperspektive hinzufügt, sollten wir gut beraten sein, die bisherigen Erfahrungen und Auseinandersetzungen um die Interdisziplinarität der Frauenforschung zu berücksichtigen und zu überdenken. Mit einer transdisziplinären Perspektive werden die spezifischen Probleme von Interdisziplinarität nicht überschritten, sondern tendenziell eher verstärkt. Das Postulat, daß Frauenforschung per se interdisziplinär angelegt sein müsse, hat seine Wurzeln in der engen Verknüpfung von Frauenforschung und Frauenbewegung. Es reflektiert einen Anspruch, das gesellschaftliche Ganze des Geschlechterverhältnisses und der darin eingeschlossenen Hierarchien der Geschlechter in den Blick zu nehmen und zu analysieren. Etwas von diesem Geist der Verknüpfung wissenschaftlich-akademischer Fragestellungen im Rahmen von Frauen- und Geschlechterforschung mit einem politischen Anspruch, der irgendwo außerhalb der Universitäten angesiedelt wird, weht auch durch Sabine Harks Beitrag, wenn dort vom emanzipatorischen Potential einer feministischen Gegenkultur die Rede ist. Hier wird gleich auf mehreren Ebenen eine Einheitlichkeit suggeriert, die es meines Erachtens nicht gibt.

Darauf, daß in den Debatten um Interdisziplinarität in der Frauenforschung die theoretischen und praktischen Schwierigkeiten von Interdisziplinarität systematisch übergangen würden, hat Hilge Landweer in ihrem Streitgespräch mit Axeli Knapp in »L'Homme« hingewiesen.⁵ Die Selbstverpflichtung von Frauenforschung auf Interdisziplinarität spiegele ein Repräsentationsmodell von Wissenschaft, wonach diese die gesellschaftliche Realität abbilde beziehungsweise abbilden soll. Ein vergleichbares Verständnis von Wissenschaft vertritt Sabine Hark, wenn sie die Forderung nach Transdisziplinarität in der Wissenschaft damit begründet, daß die »Probleme der gegenwärtigen Welt sich nicht länger disziplinär definieren« ließen. Soll, so meine ernstgemeinte Frage für die Diskussion, Wissenschaft sich wirklich nach einem Ordnungssystem organisieren, das sich an den »Problemen der Welt« orientiert?

Die Interdisziplinaritätsforderung der Frauenforschung trägt mit den Worten von Hilge Landweer Züge von »Omnipotenzphantasien«⁶ — diese werden durch den Anspruch der Transdisziplinarität zweifellos noch erweitert. Landweer vertritt, daß das Interdisziplinaritätspostulat einem sozialwissenschaftlichen Konzept entspringe und daß die Sozialwissenschaft sich dabei selbst als Disziplin imaginiere, die die verschiedenen disziplinären Perspektiven zusammendenke.⁷ Liegt dem Konzept von Sabine Hark nicht ein ähnliches Konstrukt zugrunde, wenn sie schreibt: »Transdisziplinarität versucht, die je spezifischen Produktivitäten, die die Spezialisierung auf bestimmte Analysedimensionen hervor gebracht haben, auf einander zu beziehen«? Daß hinter Sabine Harks Ausführungen zur Transdisziplinarität jedenfalls ein stark sozialwissenschaftlich geprägtes Wissenschaftsverständnis steht, scheint unbestreitbar, und über die damit verbundenen Probleme sollten wir diskutieren. Spiegelt das vorgelegte Konzept nicht eine zu beobachtende Tendenz, wonach die Soziologie versucht, sich wieder einmal als Orientierungswissenschaft zu gerieren?⁸

⁵ Knapp, Axeli / Landweer, Hilge: »Interdisziplinarität« in der Frauenforschung: Ein Dialog. In: L'Homme. Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft 2/1995, Interdisziplinarität, S. 6-38, S. 11.

⁶ Ebd., 16.

⁷ Ebd., 22.

⁸ Siehe hierzu Geyer, Christian: Soziologische Manifeste oder wie die Soziologie sich zur Orientierungswissenschaft wandeln will. In: Neue Rundschau 3/1998, Intellektuelle Moden, 44-51. Siehe dort auch zur Kritik an den wissenschaftspolitischen Überlegungen von Lepenies, Wolf: Benimm und Erkenntnis. Frankfurt 1997.

4. Transdisziplinarität aus der Perspektive der Pädagogik

Um die Transdisziplinarität zu rechtfertigen und als »das Andere« gängiger universitärer Praxis zu konstituieren, bedarf es eines Gegners: der Disziplinarität. Dieser muß als streng, eng und begrenzt entworfen werden, um die notwendigen Überschreitungen dringlich zu machen. Ich argumentiere zwar aus der Perspektive einer Disziplin, der nicht gerade strenge Wissenschaftlichkeit und disziplinäre Begrenzungen nachgesagt werden, sondern die eher das Problem hat, ihre Wissenschaftlichkeit überhaupt zu legitimieren, aber ich meine, daß es in den gesamten Geistes- und Sozialwissenschaften gängige Praxis ist, in ihre Forschungen auch Arbeiten aus anderen und benachbarten Disziplinen einzubeziehen. Um das Konstrukt von der disziplinären Beschränkung und Enge aufrechtzuerhalten, muß Sabine Hark auch mit Evelyn Fox Keller vertreten, daß »es keine Anzeichen dafür gäbe, daß Wissenschaft sich verändert hätte, sei es durch die Aufnahme von mehr Frauen«, sei es durch die Entfernung »geschlechtsspezifischer Markierungen aus ihrem Diskurs«. Um die Frage, ob Frauen- und Geschlechterforschung die Wissenschaft verändert habe, beantworten zu können, müßte man wesentlich genauer sein und erstens zwischen verschiedenen Wissenschaften unterscheiden und zweitens überlegen, was Veränderung oder Unverändertheit von Wissenschaft heißt. Gegen Keller jedenfalls läßt sich Martha Nussbaum anführen, und da beide schließlich aus den USA stammen, spielt eine mögliche Differenz zwischen USA und Deutschland keine Rolle. Nussbaum jedenfalls setzt bei den veränderten Fragestellungen und Forschungsmethoden an: »Forschungen von Frauen hätten schon jetzt tendenziell jede wichtige Disziplin in den Sozialwissenschaften, den Geisteswissenschaften sowie in Medizin und Biologie verändert — nicht durch simple Änderung der Inhalte, sondern durch die Ausarbeitung neuer Methoden der Forschung«. ⁹ In der Regel ist durch eine solche Gegenüberstellung konträrer Einschätzungen nicht viel gewonnen, es kommt mir jedoch darauf an, auf ein Muster in dem Argumentationsgang von Sabine Hark aufmerksam zu machen, das — etwas vereinfacht — etwa so lautet: Erst mit der Transdisziplinarität kann Frauen- und Geschlechterforschung die Wissenschaft verändern, bisher hat sie sie nicht verändert, weil sie die Disziplingrenzen nicht wirklich infrage gestellt hat.

⁹ Nussbaum, Martha: Die Tyrannei der Gewohnheit, Feuilleton-Beilage der Süddeutschen Zeitung April 1998, 12-14.

Ich komme auf meine eigene Disziplin, die Pädagogik, zurück: bei ihr handelt es sich um eine Disziplin, die in sich bereits sehr interdisziplinär verfaßt ist und eng mit den Nachbardisziplinen Soziologie und Psychologie, in manchen Teildisziplinen auch mit der Philosophie, verschränkt ist. An ihr kann man die Probleme, die die Forderung nach Aufhebung von Beschränkungen mit sich bringen kann, gut studieren: woher kommt das Verständnis von dem spezifischen Gegenstand der Disziplin und ihren Fragestellungen und woher kommen die *skills*? An ihr kann man auch exemplifizieren, wie unterschiedlich die Perspektiven der einzelnen Teildisziplinen sind und wie schwierig es ist, über unterschiedliche methodische Ansätze und Theorietraditionen hinweg miteinander ins Gespräch zu kommen. Dies jedoch ist nicht spezifisch für die Pädagogik, sondern gilt wohl für alle anderen Wissenschaften auch. Eine Besonderheit ist vielleicht, daß es in den Erziehungswissenschaften sowohl eine naturwissenschaftliche, als auch eine geisteswissenschaftliche und schließlich eine sozialwissenschaftliche Tradition gibt. Die Schwierigkeiten, die auftauchen, wenn diese miteinander ins Gespräch kommen sollen, liegen jedenfalls nicht unbedingt an den Grenzen der Fachdisziplinen, schließlich sind sie alle Teil der Pädagogik, sondern an verschiedenen Theorietraditionen. Ähnliches gilt übrigens auch für die ›Frauen- und Geschlechterforschung‹: Grenzen der Möglichkeiten zur Auseinandersetzung sind nicht unbedingt durch die Fachdisziplinen markiert, sondern häufig durch unterschiedliche theoretische und methodische Zugriffe.

5. Zusammenfassung

1. Transdisziplinarität scheint mir ein überfrachtetes Konzept für einen Studiengang »Gender Studies«, den ich als fächerübergreifenden wichtig und unterstützenswert finde. Ich meine, daß bereits die Interdisziplinarität ein anspruchsvolles Programm impliziert, das zudem die Thematisierung von Disziplinargrenzen nicht ausschließt, aber eben auch nicht zum auf jeden Fall einzulösenden Programm erhebt. Ich votiere nicht gegen eine transdisziplinäre Konzeption eines solchen Studienganges, weil diese anspruchsvoll ist, sondern weil Transdisziplinarität als Programm die Gefahr birgt, zur Leerformel zu werden. Es drängt sich die Frage auf, ob die transdisziplinäre Perspektive nicht primär den Interessen derjenigen entgegenkommt, die sich schon eine Weile in den Disziplinargrenzen bewegen und innerhalb dieser Grenzen schon so einige Qualifikationshürden genommen haben?

2. Transdisziplinarität in dem von Sabine Hark entfalteten Sinne scheint mir sinnvoll für Forschungsprojekte und Graduiertenkollegs, dabei muß die Berechtigung einer transdisziplinären Perspektive jedoch vor den jeweiligen Fragestellungen ausgewiesen werden. Eine so verstandene Transdisziplinarität würde vor allem wissenschaftsgeschichtliche Fragestellungen und ihre Verknüpfung mit Genderaspekten beinhalten.
3. Die Geschichte von ›Frauen- und Geschlechterforschung‹ in einer transdisziplinären Perspektive zum Thema von Selbstreflexionsprozessen zu machen, scheint mir sinnvoll und steht an.
4. Transdisziplinarität als Hoffnungsträger für eine Neuorganisation des Wissens ist meines Erachtens problematisch und impliziert paradoxerweise gerade nicht die erhoffte Befreiung von Disziplingrenzen sondern bringt vielmehr eine Verengung mit sich. Die Verknüpfung von Fragen der Frauen- und Geschlechterforschung mit Fragen der Disziplingrenzen reduziert die Gender Studies und wertet die Disziplingrenzen auf, weil sie sie braucht, um sie dann überschreiten zu können.

Gudrun-Axeli Knapp **Beziehungssinn und Unterscheidungsvermögen**

In dem Statement von Sabine Hark hat mich der Begriff »Beziehungssinn« angesprochen, den ich zum Ausgangspunkt einiger Überlegungen zum Thema Transdisziplinarität machen möchte. Der Begriff bezeichnet bei ihr Vorstellungen einer spezifischen Bezogenheit von Komponenten in den Konzepten Interdisziplinarität und Transdisziplinarität. Beziehungssinn gibt es nicht »an sich«, er konstituiert sich über Unterscheidungsvermögen. Unterschieden wird aber weder im Nirgendwo noch von überall her, sondern aus bestimmten Kontexten heraus, aus Blickrichtungen und nach Kriterien, die es zu explizieren gilt. Dies betrifft auch unser Thema. Sowohl an gängigen Definitionen von Interdisziplinarität als auch von Transdisziplinarität läßt sich ablesen, in welchem Maße sie geprägt sind von unterschiedlichen theoretischen Ansätzen oder auch politischen Orientierungen. Diese Abhängigkeit wird allerdings selten zum Gegenstand der Diskussion.

Ich denke, daß das Thema Inter- oder Transdisziplinarität sinnvollerweise nur unter Rekurs auf solche theoretischen und politischen Implikationen diskutiert werden kann, nicht auf der Ebene der Großbegriffe »Interdisziplinarität« bzw. »Transdisziplinarität«. Beide Begriffe enthalten bezüglich der Disziplinen eine Homogenitäts-Unterstellung, die nicht gerade dazu beigetragen hat, den Blick darauf zu werfen, was eigentlich die Disziplinarität von Disziplinen und das theoretische Integrationsniveau von Disziplinen ausmacht. Es gibt dazu in der Wissenschaft keine einheitliche Auffassung. Offenkundig sind die Konturen von Disziplinen und Fächern offener, als die institutionellen Rahmungen suggerieren: »Es gibt keine eindeutige Definition von Literaturwissenschaft, Psychologie oder Philosophie. Sie bilden nicht je ein Fach, sondern einen Fächer.«(Welsch 1998, 98)

Zwar haben sich im Zuge der Etablierung akademischer Disziplinen innerhalb der verschiedenen Fächer kanonisierte Verfahren und Kernbestände an »Wissen« herausgebildet. Und zweifellos sind diese aufgrund des personellen Ausschlusses von Frauen aus der historischen Formierung der Disziplinen und der Soziogenese wissenschaftlichen Wissens

zum Großteil androzentrisch ausgerichtet. Diese geschichtliche Dimension der systematischen Vereinseitigung kanonisierten Wissens gilt es für eine feministische Kritik der Wissenschaften im Auge zu behalten.

Unter dem Dach der jeweiligen Fächer versammelt sich jedoch eine Vielfalt kontroverser Zugangsweisen, wissenschafts- und erkenntnistheoretischer Positionen, Theorien, Methodologien und methodischer Verfahren, die nicht nur die Wissenschaften, sondern auch den feministischen Blick zerstreuen. Frauen- und Geschlechterforschung allein in den Sozialwissenschaften vertritt inzwischen fast das gesamte fachtypische Spektrum an theoretischen Ansätzen oder Schulen — neuerdings bis hin zur früher als »unkritisch« geltenden Systemtheorie. Diese Ansätze sind zum Teil explizit gegeneinander entwickelt worden, sie gehen von unterschiedlichen und in manchen Fällen unvereinbaren erkenntnistheoretischen Prämissen aus.

Auf der Ebene der jeweiligen Ansätze und ihrer Erkenntnispotentiale wird sich entscheiden, was sowohl »Interdisziplinarität« als auch »Transdisziplinarität« für feministische Theorie praktisch und inhaltlich heißen kann. Dabei ist die metatheoretische und methodologische Analyseperspektive zunächst abzuheben von einer eher wissenschaftshistorischen oder -soziologischen, in der Fächer, Disziplinen und Neuzuschneidungen von Wissensfeldern als Formen der Verwissenschaftlichung, der Institutionalisierung, als Resultate akademischer Etablierungskämpfe und als Prozesse der Professionalisierung untersucht werden.

Diese Differenzierung tangiert auch Sabine Harks Unterscheidung zweier Formen von »Beziehungssinn«, der den Konzepten der Inter- bzw. Transdisziplinarität inhärent sei: komplementäre Ergänzung disziplinärer Perspektiven auf der Seite der Interdisziplinarität, Bearbeitung von Grenzen, transitorisches Durchqueren von Disziplinen auf der anderen Seite. Obwohl die Unterscheidung auf den ersten Blick einleuchtet, bleibt sie doch recht unspezifisch, weil sie auf der Ebene der fiktiven Einheit »Disziplin« operiert. So ist z.B. die reflektierende Bearbeitung von Grenzen kein exklusives Merkmal von Transdisziplinarität, sondern sie spielt — in Ausprägungen, die mit den jeweiligen Theorietraditionen zu tun haben — implizit auch in älteren Vorstellungen von Interdisziplinarität eine Rolle (z.B. etwa bei Devereux 1984 oder in der älteren Kritischen Theorie, insbesondere dem konstellativen Denken Adornos).

Sabine Hark formuliert in ihrem Statement, Ziel einer dekonstruktiven Transdisziplinarität wäre die wechselseitige und gegenseitig sich durchdringende Reflexion von Theorien, Erklärungsansätzen und Disziplinen,

um methodologische und gegenständliche Abschottung immer wieder in Frage zu stellen. Ich teile diese Orientierung, dennoch bleiben hier wesentliche Fragen offen: Sind lediglich die »Abschottungen« das Problem und ist das Ziel von Transdisziplinarität die Herstellung von Kommunikation? Dann wäre die bloße Ermöglichung einer Pluralität von Sichtweisen der Wert, um den es geht. Oder geht es darüber hinaus auch um die Einschätzung des Erklärungs- oder Kritikpotentials von Ansätzen? Wenn dies der Fall sein sollte, braucht man Unterscheidungs- und Gewichtungskriterien — und die sind nicht unbedingt einvernehmlich.

Die Problematik der Einschätzung des Erschließungspotentials von Ansätzen stellt sich unter mindestens zwei Aspekten. Zum einen als gegenstandsbezogene Klärung der Frage, was mit welchen Mitteln erschlossen werden kann? Bereits hier tauchen jedoch epistemologische Probleme auf, etwa das Problem der Unterscheidung von Gegenstand und Gegenstandskonstruktion: Trifft es zum Beispiel zu, wie insbesondere konstruktivistisch orientierte TeilnehmerInnen der Debatte argumentieren, daß solche Fragen nach der Angemessenheit von Ansätzen — ebenso wie die Konzepte von Inter- und Transdisziplinarität selbst — einer »altmodischen realistischen Epistemologie« (Weingart 1987, 7) verhaftet bleiben? Hier kommt man ohne Erörterung der jeweiligen epistemologischen Prämissen offenkundig nicht weiter.

Zum anderen haben Fragen nach Kriterien der Unterscheidung in der feministischen Theorie immer eine politische Dimension. Die feministische Ansätze kennzeichnende politische Orientierung ist aber mit einem Gutteil der gängigen wissenschaftstheoretischen Ansätze unverträglich. Vom Prinzip her ist sie auch mit jenen Ansätzen der Gender-Forschung unverträglich, die das Postulat der ethnomethodologischen »Indifferenz« ernst nehmen.

Nach meinem Verständnis definiert sich feministische Theorie nach wie vor von der politischen Intention der Herrschaftskritik, nicht vom bloßen Gegenstand »Gender« her. Sie ist damit dem Anspruch nach kritische Theorie (Klinger 1998), nicht lediglich soziologische, psychologische, historische, philosophische oder sonstwie professionalisierte Forschung zum Gegenstand »Frauen« oder zum Aspekt »Geschlecht«. Charakteristisch ist für sie — bei aller Vielfältigkeit der Untersuchungsbereiche und Zugangsweisen im Einzelnen — eine besondere Aufmerksamkeit für Formen von Gewalt, Deklassierung, Diskriminierung und Identitätszwang, die mit der Geschlechtszugehörigkeit verbunden sind und denen Frauen auf spezifische Weise ausgesetzt sind. Diese besondere Auf-

merksamkeit auf Aspekte von Macht, Ungleichheit und Gewalt beinhaltet, wenn Feminismus mit Wissenschaftsanspruch auftritt, erhöhte Anforderungen an Selbstreflexion (Knapp 1990, 1992).

Gender-Studien und feministische Kritik müssen sich zwar nicht ausschließen, sie können aber durchaus in einem Spannungsverhältnis stehen, wie sich z.B. an der jüngeren Diskussion zum Thema »Geschlecht« ablesen läßt (Feministische Studien 1993, Gottschall 1997, 1998)

Die hier vertretene Auffassung, daß die Diskussion um Inter- bzw. Transdisziplinarität stärker als bisher die theoretische und methodologische Vielfalt innerhalb der Fächer reflektieren sollte, bedeutet nicht, daß sie sich auf diese Ebene beschränken könnte. Im Gegenteil: zunehmend wird wieder deutlich, in welchem Maße Wissenschaftsentwicklung mit der ökonomisch-technologischen Dynamik der Gesamtgesellschaft verbunden ist. Der gesellschaftliche Erfahrungsgehalt und die Historizität wissenschaftlicher Reflexionsformen tangiert die Frage nach den (Un)Möglichkeiten der Transdisziplinarität auf spezifische Weise. Zu diesem Zusammenhang einige kursorische Bemerkungen.

Ich teile zunächst Sabine Harks Einschätzung von den Widersprüchen und Ungleichzeitigkeiten in der Wissenschaftsentwicklung, in der Tendenzen der Re-Disziplinierung einhergehen mit forcierten Formen von Interdisziplinarität. Gleichzeitig verdichtet sich zunehmend der Eindruck, daß sich unterhalb und quer zur Fächerebene das Feld der Wissensformen gegenwärtig neu konstellierte.

In diesem Prozeß kommt es zu Vereinheitlichungen, setzen sich massiv Formen einer Transdisziplinarität durch, die ich als identitätslogisch verfaßte ansehen würde. Solche Formen der Transdisziplinarität entstehen im Kontext spezifischer Typen von Theorie und Wissenschaftssprachen, die untereinander anschlussfähiger oder »zirkulationsfähiger« zu sein scheinen als andere. Allgemein gesprochen geht es um Formen von Theorie und Begrifflichkeiten, die nicht mehr auf einer objektsprachlichen Ebene operieren, wodurch sie stärker an die Gegenstandsbereiche der Fächer und deren materiale Seite gebunden wären, sondern auf einer metasprachlichen, formalen oder modelltheoretischen Ebene. Es liegt nahe, daß Begrifflichkeiten — etwa informations- und systemtheoretischer Provenienz gerade aufgrund ihres operativen Charakters — ein hohes transdisziplinäres Potential aufweisen.

Entsprechende Entwicklungen lassen sich in vielen Fächern feststellen, besonders prägnant aber anscheinend in den Technosciences, den Bio-

wissenschaften und den Cognitive Sciences. Dazu nur einige Stichworte, bei denen ich mich u.a. auf Überlegungen von Regina Becker-Schmidt (1998), Kathrin Braun (1998), Carmen Gransee (1998), Donna Haraway (1997) sowie im weiteren Sinne auf Diagnosen »postmoderner« Entwicklungen in Kultur und Gesellschaft beziehe (im Überblick: Knapp 1998, Reinalter/Benedikter 1998). Texte, die sich mit Transformationsprozessen im Zusammenhang der »Postmoderne« befassen, konstatieren unter anderem eine zunehmende Virtualisierung von Realität durch Simulation, die Gleichsetzung von Wirklichkeit mit Informationssystemen und die Reduktion lebender Organismen auf ihre Codierung. Im Zuge derartiger Veränderungen, so bemerkt etwa Carmen Gransee mit Blick auf die Biowissenschaften, radikalisiere sich das Bereinigungsprogramm der neuzeitlichen Naturwissenschaft, indem die unterschiedlichsten Aspekte des Lebendigen auf molekularbiologische Phänomene reduziert werden, die dann als reine Zeichenrealitäten konzipiert würden (Gransee 1998).

Parallellaufende Entwicklungen, die Auswirkungen auf die Konfigurierungen der Fächer haben, lassen sich auch in den Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaften finden: »Die ausufernden Forschungen über die künstliche Intelligenz, die mit durch und durch naturwissenschaftlichen Mitteln betrieben werden auf der einen Seite, die Faszination der aus den Geisteswissenschaften als Geisteswissenschaften übriggebliebenen Disziplinen für das Materielle am Körper, an der Sprache, am Bild, an der Zeit auf der anderen. Ein solcher Chiasmus scheint etwas mit den aktuellen Übergängen der gesellschaftlichen Entwicklung zu tun zu haben (...). Daß die Naturwissenschaften sich um den Geist und die Geisteswissenschaften um die Natur kümmern, hat etwas mit den Verlustanzeigen zu tun, die in den Debatten um Entmaterialisierung und Virtualisierung gegenwärtig aufflammen« (Kamper 1998, 27).

Die hier beschriebene Tendenz korrespondiert bestimmten gesellschaftlichen Entwicklungen, die man mit einem Marxschen Begriff als Entwicklungen der Realabstraktion bezeichnen kann: »Die fortgeschrittene Realabstraktion bildet auf eine noch undurchschaubare Weise eine Allianz mit der abstrakten Analyse. Abstraktion ist Konstruktion, die substituiert, und Substitution, die fabriziert, was auf ein geradezu göttliches Projekt hinausläuft und eine Spannung auszumachen erlaubt, die von der mittelalterlichen Theologie bis zur postmodernen Technologie reicht« (Kamper 1998, 28).

Es liegt auf der Hand, daß die Trias von Abstraktion, Konstruktion und Substitution, wenn sie sich tatsächlich auf breiter Ebene durchsetzt, erhebliche Auswirkungen auf Erkenntnisprozesse hat. Dies beträfe auch Versuche, diesen Trend selbst zu analysieren: »Man muß Distanzen herstellen, die nach Lage der Dinge nicht mehr hergestellt werden können; man muß den eigenen Blick fremd machen, um überhaupt noch das, was mittels des Blicks installiert wird, wahrnehmen zu können. Es mag sein, daß gegenwärtig folgendes stattfindet: eine Expropriation der *res cogitans* als Auflösung der *res extensa*. (...) Der Idealismus hat auf eine vertrackte Weise gesiegt« (Kamper 1998, 27).

Die hier von Dietmar Kamper zugespitzt beschriebene technologisch induzierte Implosion von Unterscheidungsmöglichkeiten im Objektbereich, denen epistemologisch ein Verlust an Unterscheidungsvermögen korrespondiert, hat Konsequenzen für den von Sabine Hark angesprochenen Beziehungssinn: Was in dem skizzierten Feld fachübergreifend in Beziehung gesetzt wird, wäre dann nicht mehr Unterschiedliches, das in einem Spannungsverhältnis steht und Differenz anzeigt, sondern Identisches, kompatibel gemacht durch Abstraktion.

Für mich heißt Feminismus als kritische Theorie, daß derartige Prozesse der Durchsetzung identitätslogischen Denkens und deren Auswirkungen auf soziale Praxis analysiert und kritisiert werden, daß aber auch in einer selbstreflexiven Wendung darauf geachtet wird, wo das eigene Denken selber sich dieser Logik annähert.

Zum Denken der Differenz im dekonstruktiven Sinne gehört nach meinem Verständnis, daß man dies nicht in Begrifflichkeiten tut, die sich zum Kritisierten mimetisch verhalten.

Ich sehe gewisse Überschneidungen in den oben skizzierten Veränderungen der theoretischen Begrifflichkeit in den Bio- und Technosciences und einigen Entwicklungen — auch in der feministischen Theoriediskussion — die mit dem *linguistic turn* zu tun haben.

Mein Eindruck ist, daß im Zuge des *linguistic turn* bestimmte, früher charakteristische Unterschiede zwischen den Fächern einzuschmelzen scheinen: Die Frageperspektiven ähneln sich an, indem weniger im Sinne der *intentio recta* (Reflexion in Anderes) gefragt wird, was ist und wie kann ich es erkennen, als: wie wird etwas in Sprache symbolisiert, strukturiert, repräsentiert, konstruiert? Nach Maßgabe konstruktivistischer und poststrukturalistischer Inversion wird verlangt, daß wir die Repräsentation als dem repräsentierten Objekt zeitlich und ontisch vorgängig ansehen: Aufhebung der Selbstvergessenheit des Denkens,

Reflexion des konstruktiven Anteils des Denkens am Gedachten. Diese heuristische Vorgabe, die philosophiegeschichtlich gesehen durchaus älteren Datums ist, wird in der Rezeption, aber auch in simplifizierenden oder unscharfen Darstellungen, zuweilen verkürzt auf: Repräsentation **ist** das Repräsentierte. Das Denken im Modus der *intentio obliqua* (Reflexion in sich) setzt sich hier identitätslogisch an die Stelle der Sache, anstatt sich selbst in einer weiteren reflexiven Wendung in Bezug auf sein eigenes Nichtidentisches wieder zu relativieren und relationieren (Adorno 1970). Jürgen Ritsert weist zu Recht daraufhin, daß sich an der Grundstruktur des Problems der Referenz (den Stellungen des Gedankens zur Gegenständlichkeit, d.h. zu einem Sein, das seinerseits nicht als Sein des Bewußtseins gilt), nichts ändert, wenn man an Stellen, wo vor dem *linguistic turn* »Bewußtsein« stand, nun Begriffe wie »Sprache«, »Sprachspiel«, »Diskurs« oder »Repräsentation durch Zeichen« einsetzt (Ritsert 1996, 304).

Um es ganz klar zu sagen: Ich argumentiere hier nicht gegen konstruktivistische oder sprachtheoretisch fundierte Ansätze per se, sondern halte sie — im Gegenteil — in manchen Hinsichten für sehr anregend, für die feministische Theorie waren sie auch durchaus produktiv. Ich argumentiere aber gegen damit verbundene Monopolansprüche und den erkenntnistheoretischen Reduktionismus, der in manchen Zweigen der Theoriediskussion in der Ineinssetzung von Sachverhalten mit Sprachverhalten kulminiert. Solche Entwicklungen betreffen zum Beispiel undifferenzierte Verallgemeinerungen des Textbegriffs, der die ganze Welt in der Dimension ihrer symbolischen Repräsentation umfaßt. Dies wird oft darauf verkürzt, daß Jacques Derridas Aussage, es gäbe nichts außerhalb des Textes (miß)verstanden wird als: es gäbe nichts, was nicht Text ist. Dies ist eine Differenz ums Ganze. Auch Judith Butler sieht sich seit der Veröffentlichung ihres Buches *Das Unbehagen der Geschlechter* (1991) zunehmend zu Klarstellungen genötigt, die sich an dieser erkenntnistheoretischen Grenze zum Idealismus bewegen (Butler 1995). Butler selbst wehrt sich inzwischen vehement dagegen, daß ihre These von der Gleichursprünglichkeit von »Sex« und »Gender« als Aussage über eine Identität von Sex und Gender gelesen wird. Ich sehe in den idealistischen Tendenzen der Theoriebildung, wenn sie affirmiert anstatt mit Bezug auf ihren möglicherweise historischen Erfahrungskern kritisch reflektiert werden, ein Moment, das transdisziplinär den oben beschriebenen Tendenzen der Realabstraktion korrespondiert.

Sabine Harks Begriff von dekonstruktiver Transdisziplinarität, der theoretisch orientiert ist am Poststrukturalismus, kann, so mein Fazit, paradoxer- und charakteristischerweise nur produktiv gemacht werden, wenn er die Grenzen des Paradigmas bearbeitet und verschiebt, in dessen Horizont er selbst entwickelt wurde.

Daß gerade im Feld feministischer Theorie die Chancen dafür im Prinzip besser sind als in anderen Kontexten, ist wiederum historisch-politisch begründet: Es ist begründet in dem konstitutiven Spannungsverhältnis zwischen der fundierenden Bezugnahme auf ein epistemisches und politisches »Wir«, das zugleich immer wieder in der Abarbeitung an »Differenz« und Ungleichheit relationiert, relativiert und reformuliert werden muß. Aus Gründen der Selbsterhaltung ist feministische Theorie genötigt, Ungleichheit unter Frauen und zwischen Frauen und Männern als je *spezifische* zu reflektieren. So haben Klassenunterschiede eine andere Entstehungsgeschichte und Verfaßtheit als rassistische Unterscheidungen, Unterschiede der sexuellen Orientierung und die hierarchischen Strukturen des Geschlechterverhältnisses. Gleichzeitig werden Frauen »als Frauen« bis heute in einer Weise versämlicht, die es erfordert, quer zu Fragen nach ihrer Verschiedenartigkeit, die spezifische Strukturierung des Geschlechterverhältnisses als Ungleichheit zwischen den Genus-Gruppen nicht aus dem Blick zu verlieren.

Von der politischen Nötigung, theoretisches Unterscheidungsvermögen zur Analyse dieser komplexen Zusammenhänge zu entwickeln, gehen innerhalb der feministischen Theoriediskussion Impulse zur Inter- und Transdisziplinarität aus. Da die historische Grundfiguration von Gemeinsamkeit und Verschiedenheit im Feminismus nicht nach einer Seite hin auflösbar ist (vgl. Becker-Schmidt/Knapp 1998), identitätspolitische Fixierungsversuche von Differenz aber nicht tragfähig sein können, kommt es im Feld feministischer Theorie immer wieder zu innovativen Ausformulierungen des Verhältnisses von »Beziehungssinn« und »Unterscheidungsvermögen«. Gleichzeitig steht feministische Theorie aufgrund ihrer Randständigkeit auch noch in den kritischen Wissenschaftstraditionen in einem unorthodoxen Verhältnis zu diesen Theorietraditionen. Aus dieser Gesamtkonstellation resultiert der gleichzeitig prekäre und dynamisch-produktive Charakter feministischer Theoriebildung: Der »Beziehungssinn« stellt sich im Feminismus immer wieder neu und nur dann her, wenn die theoretisch vorgenommenen Unterscheidungen in einer Weise treffen, daß Differenz zur Sprache kommen kann. Diese politische Herausforderung theoretischen Unterscheidungsvermögens schafft

potentiell einen Raum für Formen der Reflexivität, die exemplarisch sind: »Ein Diskurs, der das Niveau von Wissenschaftlichkeit besitzen möchte, kann heute nur derjenige sein, der innerhalb (der) Doppelstruktur von Aussage und Aussagebedingungen operiert. (...) Im Idealfall führt solche Bedingungs-Transparenz zur Konturierung der Grenzen und Ausschlüsse, die mit dem jeweiligen Bedingungsrahmen verbunden sind.« (Welsch 1992, 48). Feministische Theoretikerinnen haben die Grenzen und Ausschlüsse, von denen Wolfgang Welsch hier spricht und die auch Sabine Hark mit ihrer dekonstruktiven Transdisziplinarität anvisiert, nicht nur in Bezug auf Wissen und die Wissenschaften festgestellt und durchdacht. Zu den Begrenzungen von Aussagemöglichkeiten gehören auch gesellschaftliche Verhältnisse, strukturell blockierte und bornierte Erfahrungen, die in die Reflexion des »Bedingungsrahmens« einbezogen werden müssen.

Ein Wort zum Schluß zur Frage der praktischen Umsetzbarkeit von Sabine Harks Konzept der »dekonstruktiven Transdisziplinarität«. Zweifellos greift das Konzept unter institutionellen Gesichtspunkten sehr hoch: es verlangt im Grunde eine Revolution der akademischen Ausbildung. Bislang funktioniert, so glaube ich, Transdisziplinarität am besten als »one woman project«: nämlich als Lern- und Auseinandersetzungsprozeß mit unterschiedlichen Ansätzen, durch die man sein eigenes Denken schärft und Bornierungen immer wieder bedenkt und durchbricht. In geglückten Fällen ergeben sich Impulse von Transdisziplinarität in Kooperationen von KollegInnen, die bereit und selbstbewußt genug sind, über die Grenzen des eigenen Zugangs nachzudenken, sie sogar zur Disposition zu stellen, und die theoretisch so kompetent sind, daß sie über das entsprechende Unterscheidungsvermögen zwischen unterschiedlichen theoretischen Zugangsweisen und erkenntnistheoretischen Positionen verfügen und dabei ihre eigenen Kriterien offenlegen können.

Als Sozialpsychologin, die sich ab und an Gedanken über das affektive »Unterfutter« von Wissenschaft und die psychisch stabilisierende Funktion von Überzeugungen auch — und gerade — in politisch engagierten Kontexten macht, scheint mir das Programm in intellektueller und psychologischer Hinsicht sehr voraussetzungsvoll zu sein. Pragmatisch ist es sicher nicht.

Andererseits: Geht es nicht immer darum, mehr zu wollen, als sich realisieren läßt? Und geht es dabei nicht eher um die »Maßverhältnisse« (Negt) zwischen dem einen und dem anderen als um ein Alles oder

Nichts? Etwas von dem, was Nietzsche in »Die fröhliche Wissenschaft« zu den »Vorspielen« der Wissenschaft bemerkte, trifft vielleicht auch hier: »Glaubt ihr denn, daß die Wissenschaften entstanden und groß geworden wären, wenn ihnen nicht die Zauberer, Alchimisten, Astrologen und Hexen vorangelaufen wären als die, welche mit ihren Verheißungen und Vorspiegelungen erst Durst, Hunger und Wohlgeschmack an verborgenen und verbotenen Mächten schaffen mußten? Ja, daß unendlich mehr hat verheißen werden müssen, als je erfüllt werden kann, damit überhaupt etwas im Reiche der Erkenntnis sich erfülle?« (Nietzsche 1988, 539) Wenn radikalisierte Selbstreflexion die Verheißung der dekonstruktiven Transdisziplinarität ist, dann ist sie an der Zeit. Sie wäre radikal, wenn sie im Sinne des »antifoundationalism« ihre Grenzen ebenso mitbedenkt wie ihre eigene Bedingtheit.

In die Reflexion auf die eigenen Aussagebedingungen sollte dabei zweierlei einbezogen werden: Zum einen der Innovationsdruck, unter dem zur Zeit Gender-Studies-Studiengänge als Notwehrmaßnahme institutionalisiert werden, damit Frauenforschung nicht aus den *lean universities* der Zukunft verschwindet. Unter diesem Druck kann auch »Transdisziplinarität« zum allerneuesten *label* im Kampf um institutionelles Terrain verkommen, das schon morgen von der »Postdisziplinarität« (Yeatman) überholt wird. Zur Reflexion der Aussagebedingungen gehört zum anderen, sich der Traditionen kritischer Wissenschaft zu vergewissern, die lange vor der feministischen Theorie die herrschende Ordnung des Wissens und ihre gesellschaftliche Funktion kritisiert haben, um über das, was »der Fall« ist, hinausdenken zu können. Angesichts der oben skizzierten Ausweitung identitätslogischer Formen von Transdisziplinarität wäre »Dekonstruktion«, verstanden als Kritik der Dialektik von Abstraktion und Substitution, in der Tat ein Versprechen.

Literatur

- Adorno, Theodor W. 1970: *Negative Dialektik*. Frankfurt am Main
- Becker-Schmidt, Regina 1998: Trennung, Verknüpfung, Vermittlung: Zum feministischen Umgang mit Dichotomien. In: Knapp, G. A. (Hg.): *Kurskorrekturen. Feminismus zwischen Kritischer Theorie und Postmoderne*. Frankfurt/New York

- Becker-Schmidt, Regina/Gudrun-Axeli Knapp 1998: Feministische Impulse zur Demokratisierung der Gesellschaft. In: Buckmiller, M./J. Perels (Hg.) *Opposition als Triebkraft der Demokratie. Bilanz und Perspektiven der zweiten Republik*. Hannover
- Braun, Kathrin 1998: Mensch, Tier, Chimäre. Grenzauflösungen durch Technologie. In: Knapp, G.A. (Hg.), *Kurskorrekturen*. a.a.O.
- Butler, Judith 1993: *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt am Main
- Butler, Judith 1995: *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*. Berlin
- Devereux, Georges 1994: *Ethnopschoanalyse. Die komplementäre Methode in den Wissenschaften vom Menschen*. Frankfurt am Main
- Feministische Studien 11. Jg. November 1993, Nr. 2: Kritik der Kategorie »Geschlecht«
- Gottschall, Karin 1997: Zum Erkenntnispotential sozialkonstruktivistischer Perspektiven für die Analyse von sozialer Ungleichheit und Geschlecht. In: Stefan Hradil (Hg.): *Differenz und Integration. Die Zukunft moderner Gesellschaften*. Verhandlungen des 28. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Dresden 1996, 479-497
- Gottschall, Karin 1998: *Soziale Ungleichheit und Geschlecht. Kontinuitäten und Brüche, Sackgassen und Erkenntnispotentiale im deutschen soziologischen Diskurs*. Hamburg 1998 (Habilitationsschrift)
- Gransee, Carmen 1998: *Grenz-Bestimmungen. Zum Problem identitätslogischer Konstruktionen von Natur und Geschlecht*. Hannover (Dissertation)
- Haraway, Donna 1995: *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs, Frauen*. Frankfurt/ New York
- Kamper, Dietmar 1998: Die Gegenstandslosigkeit der Geisteswissenschaften und die neuen Brennpunkte der Industriegesellschaft: Körper, Sprache, Bild, Zeit. In: Reinalter, H./ R. Benedikter (Hg.): *Die Geisteswissenschaften im Spannungsfeld zwischen Moderne und Postmoderne*. Wien
- Klinger, Cornelia 1998: Feministische Philosophie als Dekonstruktion und Kritische Theorie. Einige abstrakte und spekulative Überlegungen. In: G.A. Knapp (Hg. a.a.O.)

- Knapp, Gudrun-Axeli 1990: Zum Problem der Radikalität in der feministischen Wissenschaft. In: *Oldenburger Universitätsreden*. Oldenburg 1990
- Knapp, Gudrun-Axeli/Angelika Wetterer (Hg.) 1992: *Traditionen Brüche. Entwicklungen feministischer Theorie*. Freiburg
- Knapp, Gudrun-Axeli 1998: Postmoderne Theorie oder Theorie der Postmoderne? In: Knapp (Hg.) *Kurskorrekturen. Feminismus zwischen Kritischer Theorie und Postmoderne*.
- Nietzsche, Friedrich 1988: *Die fröhliche Wissenschaft*. Kritische Studienausgabe Band 3, Berlin/New York
- Ritsert, Jürgen 1996: *Einführung in die Logik der Sozialwissenschaften*. Münster
- Weingart, Peter 1997: Interdisziplinarität — der paradoxe Diskurs. In *EuS* 8 (1997)
- Welsch, Wolfgang: Topoi der Postmoderne. In: H.R. Fischer, A. Retzer, J. Schweitzer: *Das Ende der großen Entwürfe*

Workshop »Disziplinäre Quergänge« Die Diskussion

Die Diskussion auf dem Workshop »Disziplinäre Quergänge« kreiste insbesondere um drei Themen:

1. Das Verhältnis von Disziplinen und Transdisziplinarität.
2. Denken in Differenz: Welche epistemologische Denk-Haltung kann mit
3. Transdisziplinarität verbunden sein?

Welchen Stellenwert hat Transdisziplinarität für die Curriculum-Entwicklung und in der Lehre und welche *skills* sind gefordert?

Aus Gründen der Lesbarkeit wurde das Transkript der Diskussion entlang dieser Themenkomplexe geordnet; die hier dokumentierte Fassung ist mithin keine reine Abschrift und dokumentiert nur die Beiträge zu diesen Thematiken. Ebenfalls aus Gründen der Lesbarkeit wurde eine stilistische Bearbeitung der Redebeiträge vorgenommen.

1. Das Verhältnis Disziplinen — Transdisziplinarität

Renate Hof, Humboldt-Universität Berlin

Wenn man sagt, Transdisziplinarität ist angewiesen auf die Disziplinen, leuchtet mir das völlig ein. Spannend am Konzept Transdisziplinarität ist ja, daß letztlich darüber neue Fragestellungen entwickelt werden können, die möglicherweise gar nicht mehr aus der Perspektive der einzelnen Disziplinen zu beurteilen sind. Dann ist zum Beispiel auch Donna Haraways Arbeit nicht mehr mit dem traditionellen disziplinären Vorbild zu denken. Das heißt, im Grunde genommen schafft das Konzept der Transdisziplinarität die Möglichkeit, überhaupt das Konzept von Disziplinen in Frage zu stellen, im Sinne von anderen Fragestellungen, die fächerübergreifend sind. Ein gutes Beispiel dafür ist das von Silke Wenk dargestellte Projekt »Inszenierungen des Weiblichen im politischen Raum«. Das läßt sich nicht von vielen einzelnen Disziplinen beantworten. Die Fragestellung als solche kommt weder von der Germanistik, noch von den Politikwissenschaften, noch von der Kunst-

geschichte. Das ist sozusagen wirklich eine neue epistemische Form.

Silke Wenk, Universität Oldenburg

Ich habe den Eindruck, wir sollten noch einmal innehalten und überlegen, was wir eigentlich unter Disziplin genau verstehen. Wenn Axeli Knapp sagt, es gibt verschiedene Theorien in den Disziplinen und die Disziplinen sind nicht so homogen, dann würde ich sagen, daß es darum auch nicht geht. Jeder Diskurs muß laufen, jede Disziplin muß laufen, um eine so lange Geschichte zu haben, um uns in dieser langen Geschichte entgegen zu treten. Im disziplinären Diskurs werden verschiedene Theorien immer auf einen bestimmten Gegenstand bezogen und damit verbundene Problemstellungen verknüpft. Darin kann sich der Gegenstand auch verschieden verändern. Zu sagen, es gibt verschiedene Theorien, geht, wie ich finde, an der Sache vorbei. Zumal ich sagen würde, daß auch diese verschiedenen Theorien verschiedene Gegenstände kompatibel machen. Ich würde behaupten, daß diese Theorien auf einen unterschiedlichen Bedarf in den unterschiedlichen Disziplinen stoßen und in den Disziplinen unterschiedliche Probleme lösen und in unterschiedliche Kämpfe verwickelt sind. Ich würde vorschlagen, noch mal hinzusehen. Für mich als Kunsthistorikerin, die ich mit einer Wissenschaft konfrontiert bin, die nur das sagt, was zu sehen ist, sonst sagt sie gar nichts: das Museum spricht nicht, es sind nur die Bilder usw. Das bedeutet doch etwas ganz anderes, als wenn ich als Soziologin mit der Systemtheorie konfrontiert bin. Von daher denke ich, daß die theoretischen Paradigmen die Sache nicht gleich machen, sondern sie fangen unterschiedlich an zu wirken, oder sie werden unterschiedlich angewandt. Ich denke, wir würden uns in die Tasche lügen, wenn wir glauben, daß wir mit gemeinsamen theoretischen Paradigmen schon eine gemeinsame Sprache haben, mit der unsere Gegenstände sich verbinden. Es werden unterschiedliche Paradigmen in unterschiedlichen Konfliktfeldern eingesetzt. Mein Plädoyer heute in bezug auf die Zurkenntnisnahme von lokalen Problemstellungen möchte ich jetzt erweitern in ein Plädoyer der Zurkenntnisnahme von lokalen Veränderungen durch Paradigmenwechsel. Ich denke, es ist wichtig, zwischen unterschiedlichen Theorien und Disziplinen zu unterscheiden. Mein Vorschlag wäre, die Disziplin als einen institutionell abgesicherten Diskurs zu begreifen, der seinen Gegenstand konstruiert, um es an dieser Stelle mit Foucault zu sagen. In dieser Bezogenheit auf einen bestimmten Gegenstand, diese Herstellung des Gegenstandes sind sehr viele Theo-

rien konstruiert. Da kann es auch heftige Kräche innerhalb der Disziplin geben. Sie wird aber genau so zusammengehalten, durch Bezugnahme unterschiedlicher Theorien.

Renate Hof

Meiner Meinung nach ist das wirklich Spannende in der Perspektive von Inter- bzw. Transdisziplinarität die gemeinsamen Fragestellungen zu integrieren. Wenn Sie, Ulrike Teubner, sagen, mittlerweile ist es in den Naturwissenschaften völlig klar, daß die Realität nicht unabhängig von den Beobachtern ist, ist das eine Sache, die ich sofort auf die Literaturwissenschaften übertragen kann. Das hat vom Einführungskurs an unmittelbare Konsequenzen für die Frage von Interpretationen. Gleichzeitig kann ich Querverweise auf die Problematisierung von Objekt und Metasprache anbringen. Früher war es so, hier war ein Text und hier bin ich und ich interpretiere. Das muß doch in der Kunstgeschichte genau das gleiche sein. Die feministischen Standpunkttheorien aus den USA kann ich unmittelbar mit der Literaturwissenschaft verknüpfen. Und zwar mit der Frage von Erzähltheorien und Autorität im Erzählen. Das muß von Anfang an geleistet werden. Hier haben die feministische Wissenschaftskritik und die feministische Theorie meiner Meinung nach Unschätzbares geleistet, da die Gemeinsamkeit ihrer Fragestellungen deutlich gemacht werden. Insofern sehe ich nicht so stark die pädagogische Perspektive und die andere Perspektive, denn ich glaube man könnte das gut miteinander verbinden.

Gudrun-Axeli Knapp, Universität Hannover

Ich teile die Auffassung, Reflexivität zu stützen, auszubauen und zu stärken in allen Fächern. Ich würde trotzdem Silke Wenk entgegen wollen, daß sie es sich zu einfach macht. Es gibt sicher Diskurseinheiten, die als Fächer bezeichnet werden, in denen es kanonisierte Kerne gibt, Verfahrensweisen, die kanonisiert sind. Gleichzeitig gibt es aber eine große Vielfalt, das gehört ein Stück weit zum Funktionieren der Disziplin dazu. Aber es sind auch Kampffelder, Ausgrenzungsgeschichten. In der Soziologie sind bestimmte Theorien dominant, andere sind völlig marginalisiert und bestimmte Mischungen sind immer schon interdisziplinär gewesen. Ich will damit sagen, daß das Verhältnis zwischen Disziplinarität und Heterogenität in den Disziplinen komplexer ist. Gleichzeitig, weil ich aus einer bestimmten theoretischen Schule komme, die

immer historisch denkt, zu allem Geschichte braucht, kann ich viel mehr mit theoretischen Ansätzen aus der Kulturgeschichte, in dem, was ich denke, arbeiten, als mit bestimmten Ansätzen aus der Soziologie, die ahistorisch und formalistisch sind. Dies ist ein Plädoyer dafür, das Verhältnis genau zu betrachten. Das betrifft auch das Verhältnis zwischen Lokalität und übergreifenden Organisationseinheiten von Wissenschaft. Da wird eine ähnliche Diskrepanz produziert. Ich wollte nicht so verstanden werden, daß ich sage, das Konzept von Transdisziplinarität taugt nur für Aufbaustudiengänge. Ich denke, es ist sehr voraussetzungsvoll und man muß sich, ähnlich wie es auch die Wissenschaftsforschung macht, die auf schockierende Unterschiede aufmerksam gemacht hat zwischen den programmatischen und theoretischen Ansprüchen von Wissenschaft und dem, wie faktisch Wissenschaft als Praxis verläuft, bewegen. Das muß man bedenken, wenn man etwas institutionalisieren will. Das kann man nicht nach dem Kriterium der Programmatik institutionalisieren. Gleichzeitig denke ich aber auch, daß man das nicht so abtrennen darf. Man muß die Aspekte, die einem an der dekonstruktiven Transdisziplinarität wichtig sind, übersetzen in das Praxisfeld: Was können sie unter den Praxisbedingungen eines Studiengangs bedeuten?

Annette Schlichter, Humboldt-Universität Berlin

Der Begriff der Transdisziplinarität im Vortrag von Sabine Hark beinhaltet auch etwas Universalistisches, was ich problematisch finde.

Wie wollen wir dann Frauen- oder Geschlechterforschung machen? Das finde ich eine Grundfrage, die hier nicht zu klären ist, die aber natürlich eine Rolle spielt für die Frage welches Konzept von Disziplinarität, Interdisziplinarität oder Transdisziplinarität wende ich an. Wenn ich interessiert bin an Fragen der Repräsentation, bin ich der Meinung, daß ich mich nicht einfach mit einer Disziplin beschäftigen kann. Wenn ich aber ein Projekt über die 30er Jahre in den USA mache, und ich arbeite mit einer KulturwissenschaftlerIn, einer HistorikerIn und einer SoziologIn, dann kann ich das traditionell ganz wunderbar machen. Aber es sind dennoch ganz unterschiedliche Interessen. Die Antwort ist dann Transdisziplinarität, aber was ist eigentlich die Frage. Man kann alles ausdifferenzieren, etwa verschiedene Theorieinteressen, um dann zu einem Modell, einer Haltung zu Disziplinarität in bezug auf die eigene Fragestellung zu kommen. Auf einer allgemeinen abstrakten Ebene finde ich es schwierig, diesen Anspruch zu stellen. Es gibt unterschiedliche Ansprüche und Interessen in bezug auf Gender-Studies.

Sabine Hark, Universität Potsdam

Ich würde gerne zu dem universalistischen Zug in meinem Text etwas sagen. Vielleicht muß man das relativieren. Natürlich ist Transdisziplinarität nicht die Lösung auf alle Probleme, die wir haben. Beziehungsweise wenn es die Antwort ist, was ist dann die Frage? Wenn wir mittlerweile soweit übereinstimmen, daß Interpretationen Bestandteile der Realität sind, müssen wir das tun, was Bourdieu z. B. für die Soziologie fordert, nämlich daß die Soziologie eine Soziologie der Soziologie braucht. Dies gilt im Prinzip für alle Disziplinen. Wir brauchen mehr Wissen darüber, wie wir Wissen produzieren. Ich denke, daß Transdisziplinarität ein Instrument dafür ist, weil es erlaubt, in diesem Raum zwischen den Disziplinen — in den von mir reflexives Niemandsland genannten Raum — an einen Ort zu kommen, von dem aus wir sehen können, wie wir Wissen produzieren. Und insofern es dabei wesentlich um die Konstitution der Gegenstände geht, kann es auch verschiedene Theorien innerhalb einer Disziplin geben. Da würde ich Silke Wenk zustimmen. Ich glaube, es gibt einen Unterschied zwischen dem, was eine Disziplin ist und dem, was eine Heterogenität von Ansätzen, von theoretischen Perspektiven innerhalb einer Disziplin sein kann. Spätestens wenn eine Disziplin auf eine andere trifft, sind sich alle SoziologInnen sehr wohl relativ einig, im Unterschied zu der Kunstgeschichte oder zur Biologie. Ich würde sagen, Transdisziplinarität ist ein Moment, um dieses notwendige Wissen zu beschaffen. Es ist der Versuch eines Instrumentes für die institutionelle Selbstreflexivität der Wissensproduktion. Insofern ist es eine Antwort auf ein Problem, das wir haben, nämlich daß m.E. die Wissensproduktion zu wenig institutionell selbstreflexiv funktioniert. Bei der konkreten Umsetzung sind die Vorschläge schon genannt worden: Man braucht in der Ausbildung Momente von Wissenschaftsgeschichte, Wissenschaftstheorie, Wissenssoziologie und Wissenschaftssoziologie. Es muß Ausbildungselemente geben, in denen dieses Wissen erarbeitet und vermittelt wird. Das finde ich nicht so kompliziert.

2. In Differenz denken

Sabine Hark

Ich würde gerne Stellung nehmen zu dem Punkt der Bornierungen, die mein eigener Text produziert, u.a. die Unterstellung von Homogenität der Disziplinen und der Institutionen. Das ist sicherlich ein Effekt, den dieser Text produziert. Er hat natürlich auch etwas mit der Funktion dieses Textes zu tun, nämlich uns heute ins Gespräch und in den Streit zu bringen. Aber darüber hinaus würde ich sagen, daß mein Konzept von Reflexion keines der Selbstreflexion ist, sondern eine Reflexion des institutionalisierten Feldes von Wissensproduktion. Und insofern kann dies auch nur ein intersubjektives Unterfangen sein. Ich würde sagen, der Text zu Transdisziplinarität entsteht gerade in diesem Workshop hier. Mein Text ist dazu ein Baustein und was wir damit machen, ist das, was wir gemeinsam tun. Das ist die Reflexion über die Bornierungen, die mein Text selbst produziert und die Effekte, die er produziert. Das setzt natürlich wieder, wie auch Axeli Knapp sagte, ein bestimmtes psychologisches Unterfutter, eine bestimmte Form der affektiven Bindung an die eigene Theorie voraus. D.h. man müßte auch bereit sein, die eigenen Überlegungen disponibel zu machen, sie zur Verfügung stellen und womöglich radikal verändern lassen. Sicherlich würde ich diesen Text nach dem Workshop wieder ganz anders schreiben. Das bestätigt aber das, und jetzt mache ich wieder eine Schließung im Sinne meines eigenen Konzeptes, worauf ich hinaus wollte: daß es auch immer um die Produktion von konjunkturellem Wissen geht, was sich aber dem Dialog auch wieder zur Verfügung stellen muß.

Annette Schlichter

Axeli Knapp, Sie sprachen an einer Stelle von der Zunahme der Möglichkeit zu unterscheiden und einem Verlust an Unterscheidungsvermögen. Das erste wurde ziemlich ausdifferenziert, das zweite habe ich so nicht nachvollziehen können, es schien mir mehr behauptet.

Axeli Knapp

Wenn in einer Kultur Differenz eingezogen wird, dann verlangt man zu differenzieren. Das gilt auch für die Wissenskultur. Wenn sich in

den Wissenschaften Terminologien auf einer metasprachlichen Ebene durchsetzen, wird etwas verlernt. Verlernt im Sinne des Verlernens von Differenzierungsvermögen. Man kann das zur Zeit an bestimmten von mir beschriebenen Entwicklungen erkennen. Wenn z. B. kritisiert wird, man könne keine Unterscheidung zwischen Subjekt und Objekt machen, dann geht verloren, daß dies oft gar nicht als ontologische Unterscheidung gedacht ist, sondern nur um unterscheiden zu können zwischen einem Erkenntnissubjekt und dem, worauf sich Erkenntnis richtet, also dem Objekt der Erkenntnis. Und wenn man sich dann anschaut, was an die Stelle gesetzt wird, dann ist das recht wenig. Oft findet hier eine Nivellierung statt. Solche Phänomene des Verlusts an Unterscheidungsvermögen meine ich. Ich dagegen möchte die Potentiale des Differenzierens erweitern. Aber natürlich kann das nicht passieren auf einer epistemologisch naiven Grundlage. Ich kenne niemanden, die eine naive Erkenntnistheorie vertritt, im Sinne von: »Da ist die Welt, da gucken wir genau hin, dann wissen wir, wie sie ist.« Aber diese Figur taucht immer wieder auf, wenn Positionen kritisiert werden, die unterscheiden zwischen Subjektivität und Objektivität. Diese Diskussion hängt mit Differenzierungsverlusten bereits zusammen. Deshalb finde ich das Konzept der Transdisziplinarität ein anregendes und wichtiges Konzept. Aber ich glaube auch, daß man dafür Räume schaffen muß, um solche Grundlegendebatten führen zu können. Das kann im Promotionsstudiengang gelingen, es gelingt ja vielleicht da eher noch als unter KollegInnen, die immer keine Zeit haben, miteinander zu reden. Auf der Ebene darunter muß sehr viel in der Ausbildung passiert sein, um dafür die Potentiale zu schulen oder um die StudentInnen soweit zu bringen, dieses Unterscheidungsvermögen zu haben.

Renate Hof

Ich bin nicht ganz einverstanden mit Ihren Ausführungen. Auch nicht mit dieser sehr klaren Trennung zwischen Objektsprache und Metasprache. Nur, was Sie am Schluß sagten: Ich glaube, da ist es wirklich ganz wichtig, daß gerade die feministische Theorie sich nicht aus wissenschaftstheoretischen Überlegungen allein immanent entwickelt hat, sondern aus einer politischen Bewegung heraus. Da ist dieses Unterscheidungsvermögen, als Korrektiv, was immer eingefordert wird, und zwar nicht reflexiv, sondern, daß eine Frau aufsteht und sagt »Ich gehöre nicht zu diesem ›wir‹«. Das ist wichtig, das ist etwas sehr Positives, was da eingebracht wird.

3. Welchen Stellenwert hat Transdisziplinarität für Curriculum-Entwicklung und in der Lehre?

Irene Dölling, Universität Potsdam

Was könnte aus unserem feministischen Selbstverständnis auf der theoretischen Ebene mit Transdisziplinarität gemeint sein? Welche Diskussionsfelder eröffnen sich hier? Ob und in welcher Weise zeichnen sich Verschiebungen deutlich auf verschiedensten Ebenen ab, die anzeigen, daß bestimmte Weisen des Gewinns von wissenschaftlichen Erkenntnissen ein Stück dysfunktional werden und deshalb auch zur Debatte stehen?

Was kann das bedeuten für ein Nachdenken, wie wir neue Studiengänge strukturieren. Müssen wir uns, um es zugespitzt zu formulieren, weil wir am Anfang darüber stehen, was Transdisziplinarität für uns bedeuten könnte, von der Vorstellung verabschieden, wir könnten diese Idee auch schon in einen Studiengang mit aufnehmen? In welcher Weise könnten wir es aufnehmen? Was bedeutet es, diese Ebenen kurz- und langfristig zu unterscheiden?

Und ich denke, es ist wichtig, daß wir uns auch darüber verständigen, wie wir selbst heute in welchem akademischen Feld verankert sind. Welche Positionen nimmt Frauen- und Geschlechterforschung in den einzelnen Disziplinen, im Wissenschaftsfeld, im universitären Feld ein? Geht es mit der Einrichtung des transdisziplinären Studiengangs darum, einen bestimmten Image- bzw. Prestigegewinn in bezug worauf zu haben? Setzen wir den Begriff ein, um uns in unseren eigenen Disziplinen von anderen, die unsere Gegner sind, aus welchem Grund auch immer, abzugrenzen? Die einfache Formulierung, daß Frauen- und Geschlechterforschung sich quasi am Rande des Wissenschaftsfeldes befindet, reicht heute einfach nicht mehr aus, um genauer zu sagen, wo die Impulse dafür sind, daß über Transdisziplinarität in unserem Kontext nachgedacht wird. Wir sollten uns genauer vergewissern, wo wir eigentlich positioniert sind und gegen wen wir welche symbolischen Auseinandersetzungen führen. Wir greifen deshalb auch bestimmte Diskussionen auf, grenzen uns von anderen ab usw. Das wäre für unser Selbstverständnis und für das, was wir von anderen erwarten, ziemlich wichtig.

Sabine Hark

Was die Frage der Umsetzbarkeit der Transdisziplinarität in Studiengängen angeht, ist mir sehr wohl bewußt, daß es eine voraussetzungsvolle Angelegenheit ist, das versuchte ich in den Fragen meines Beitrags zu formulieren. Es ist vorauszusetzen, daß man sich disziplinar bewegen kann, daß man zumindest glaubt, sicher auf den Bootsplanken der eigenen Disziplin zu stehen, um dann von einem schwankenden Schiff auf das nächste vielleicht auch springen zu können. Dennoch würde ich daran festhalten, daß es ein Konzept ist, was nicht erst ab postgraduierem Niveau realisiert werden sollte. Wenn wir die Einschätzung teilen, daß die Art und Weise, wie wissenschaftliches Wissen produziert wird, enorme Mängel aufweist; wenn wir auch teilen, daß dementsprechend die Lehre an den Universitäten mangelhaft ist, können wir nicht erst anfangen, den Studierenden ein anderes Konzept zu vermitteln, wenn sie diese Mühle, die wir alle kennen, schon fünf bis sieben Jahre durchlaufen haben. Das wäre ein enormer Verlust an Zeit, was die Einübung anderer Denkhaltungen betrifft. Das ist ein sehr visionäres Projekt. Aber wenn es darum geht, Einübungen in Denkhaltungen zu praktizieren, dann muß man sich darüber verständigen, wie man das auch vermittelt bzw. runterbricht auf die Art und Weise, wie man Lehre macht. Vielleicht ist das nicht schon im Grundstudium möglich, zumindest aber im Hauptstudium. Das heißt sicherlich, daß wir alle auch selbst unsere Lehre anders machen müssen, als wir sie bisher gemacht haben, da sie natürlich an der Praxis orientiert ist, wie bisher Wissenschaft praktiziert wird. Logischerweise, weil wir in dieser Institution sind und weil Institutionen, ich erinnere an die Ausführungen zu Mary Douglas in meinem Beitrag, individuelles Denken überwältigen. Aber wir können auch wieder anfangen individuell zu denken, um die Institution ein bißchen zurückzudrängen in ihren eingeschliffenen Mustern. Von daher würde ich an dem, wie Maike Baader sagte, »etwas überfrachteten Konzept« zunächst schon festhalten wollen, vor allem im Hinblick darauf, daß wir alle wissen, wenn wir mehr fordern, kriegen wir am Ende ein bißchen — wenn wir wenig fordern, kriegen wir gar nichts. Natürlich müssen wir letztendlich auch etwas von uns selbst fordern. Andere Denkhaltungen zu praktizieren, ist etwas, was man nicht von einer Struktur fordern kann, weil es um Handlung geht: es ist eine Anforderung an Individuen und nicht an Strukturen.

Silke Wenk

Was die Ebene der Institutionalisierung angeht, möchte ich folgendes sagen: Maike Baader hielt hier ein Plädoyer dafür, daß man zuerst die Disziplin kennenlernen und wissen muß, was ihr Gegenstand ist. Sie argumentierte, daß Begrenzung darauf nötig ist, weil man ansonsten überfordert ist. Sie geht also in der Argumentation von einer individuellen studentischen Biographie aus. Das ist nun meine Frage: Ist es sinnvoll, von einer individuellen Biographie aus zu denken? Ist das nicht zu sehr der pädagogische Blick? Studierende aus unterschiedlichen Disziplinen können sich auch während des Studiums gegenseitig viel beibringen. Es ist ein Problem, wie eine studentische Sozialisation abläuft: z.B. als ein Vorgang der Internalisierung der disziplinären Grenzen. Wir können uns vielleicht noch daran erinnern, bei jedem Studienanfang gibt es das Problem, daß man größere Fragen hat, als das Fach zuläßt. Man muß ständig daran arbeiten, Fragen abzuschneiden, die nicht dazu zu gehören scheinen. Irgendwann ist man damit dann so erfolgreich, daß man nicht mehr weiß, was man da alles internalisiert hat. Wenn man nicht den pädagogischen Blick einnimmt, fällt einem vielleicht mehr ins Auge, daß da viel mehr Potential an Fragestellungen und Fragebereitschaft da ist, so daß im Grunde die universitäre Sozialisation furchtbarerweise zum großen Teil dazu beigetragen hat, einen Übermut im Fragenstellen auszutreiben, sich zu begrenzen. Das Abgewöhnen, das Internalisieren der Grenzen kostet sehr viel Energie und Kraft.

Maike Baader, Universität Potsdam

Ich habe die pädagogische Beschreibung eingebettet in ein Plädoyer dafür, die Erfahrungen, die bisher mit Interdisziplinarität gemacht worden sind, zu berücksichtigen. Ich finde, daß das in dem sehr theoretisch angelegten Papier von Sabine Hark nicht vorkam. Somit verstehe ich meinen Beitrag als Ergänzung, nämlich die verschiedenen Erfahrungen, die auch im Zusammenhang mit Gender-Studies, mit Kulturwissenschaften schon gemacht worden sind, zu berücksichtigen. Meine Argumentationsfigur war, daß bereits die Interdisziplinarität solche Effekte auf der individuellen, studentischen Seite (die biographische Perspektive) zeitigt. Es war die Frage, ob nicht die Transdisziplinarität diese Überforderungsspirale noch höher schrauben würde. Dies ist auch eine Position, die Hilge Landweer eingenommen hat, nämlich daß wir die Erfahrung berücksichtigen müssen, die mit Interdisziplinarität gemacht worden sind.

Ich fände es schön, wenn verschiedene Positionen vorgetragen würden zu der Frage, ob es wirklich so ist, daß viele Studierende viele Fragen haben, die nicht beantwortet werden, weil die Disziplingrenzen es nicht zulassen, daß die Fragen beantwortet werden. Ist die Situation damit adäquat beschrieben? Ich würde diese Frage gerne stellen, hier sitzen auch Studierende, die vielleicht etwas dazu sagen können.

Ich habe versucht zu unterscheiden zwischen Studiengang einerseits und Forschungsprogramm andererseits. Dabei bin ich an den Punkt gestoßen, den Sabine Hark formulierte. Sollen wir mit der Transdisziplinarität nicht dann erst anfangen und die Institutionalisierung des Studiengangs vorantreiben, wenn wir eine größere Basis haben, wenn wir mehr dazu geforscht haben? Auch für mich ist dies eine offene Frage. Ich denke, daß viel aufgebaut wird mit diesen neuen Begriffen »Interdisziplinarität«, »Transdisziplinarität«, »Multidisziplinarität« gibt es auch noch. Ich finde den Ansatz von Silke Wenk, die lokalen Wissenskulturen zu beschreiben, sehr fruchtbar, weil ich glaube, daß dies über die Disziplinzuordnung hinweggeht und die Theorietradition mit einbezieht. Das war auch eines meiner Statements, weil ich denke, daß die unterschiedlichen Theorieansätze oft viel größere Hürden sind, als die Disziplinen.

Susanne Thiemann, Universität Potsdam

Wir sollten mehr über diese Ebene des Konkreten und der Erfahrung sprechen. Solange es theoretisch ist, ist mir alles, was über Transdisziplinarität gesagt wird, vollkommen einleuchtend und ich finde es wunderbar. Aber immer dann, wenn ich mir vorstelle, wie ich das konkret machen soll, dann weiß ich nicht mehr weiter. Deswegen würde ich anregen, auch den Mut zu haben, mehr über diese konkreten Dinge zu sprechen. Meine Erfahrung mit den Studierenden ist, daß sie zuerst sensibilisiert werden müssen für die Fragestellung. Oft haben sie gar keine Fragen von sich aus. Das verwirrt mich immer sehr. Von der Romanistik aus verstehe ich meine Ziele so, zuerst zu zeigen, was es für Fragen geben kann und die Sensibilität zum Fragen stellen zu entwickeln. Das ist dann aber wieder das in der Disziplin Angesiedelte. Danach werden die Fragen von den anderen Fächern dazu genommen. Ich würde auch gerne anregen, uns Gedanken zu machen und zu formulieren, was die *skills* sein können. Die Fähigkeiten, die wir anstreben, um dann Kriterien zu haben. Ich schlage vor, Wert auf die Differenzierung und auf die Sensibilität von Sprache und deren Anwendung zu legen.

Dies ist nicht besonders frauen- oder gender-spezifisch, aber in gewisser Weise finde ich doch, weil es von der Differenzierung ausgeht, die wir in den Geschlechterstudien ins Auge rücken.

Studentin HUB Gender-Studies:

Im interdisziplinären Studiengang stellt sich die Problematik, welche Methoden sollen wir lernen, welche können wir am besten lernen. Im Moment haben wir das Gefühl, wir lernen gar keine Methoden. Andererseits, wenn der Vorschlag kommt, sich Gedanken zu machen, wie diese *skills* beigebracht werden sollen, gibt es diese Auswahl, beispielsweise unbedingt ethnomethodologische Verfahrensweisen zu lernen oder unbedingt sozialwissenschaftliche Erhebungen und dies und jenes. Da wird gesagt, das ist alles nicht so wichtig, das können die Studierenden fakultativ wählen. Diese Festlegung ist in meinen Augen eine Art Kanon, der ja eigentlich relativiert werden sollte. Ich finde es problematisch. Dafür finde ich jetzt auch keine Lösung. Einerseits fühle ich mich allein gelassen, weil ich aus meiner Sicht das schlecht beurteilen kann oder meine, nicht beurteilen zu können. Andererseits ist es aber so, etwas vorgeschrieben zu bekommen. Dann fällt das wieder in diese Kanonbildung und diese Oktroyierung von etwas Fertigem, was im transdisziplinären Ansatz vermieden werden sollte.

Ulrike Teubner, FH Darmstadt:

Daß Institution nicht gleich Institution ist, Nationalstaat nicht gleich Nationalstaat, trotz Internationalisierung und Globalisierung wird besonders deutlich, wenn ich das deutsche Hochschulwesen mit einem der anderen Länder vergleiche. Und wenn ich mir meine feministischen Kolleginnen in den USA anschau, und schau, auf welchen Lehrstühlen sitzen die oder wie leicht und wie viel eher ist es ihnen erlaubt, interdisziplinär zu arbeiten oder als Grenzgängerin von einem Bereich in den nächsten zu gehen. Dann denke ich, es hat etwas mit diesem Hochschulwesen zu tun, das nicht ganz so hierarchisch ist. Wir haben in den USA *departments* statt den Lehrstuhl. Es ist so, im Studienprogramm im *undergraduate*-Studium, daß die Studierenden in den ersten Semestern verleitet, gezwungen, angeleitet werden, in allen großen Fachkulturen zu studieren. Erst danach legen sie einen Schwerpunkt auf das Hauptfach. Aus deutscher Perspektive wird dann oft gesagt, daß das Schulsystem in den USA so schlecht ist, sie müßten noch Allgemeinbildung nachholen.

Das Schulsystem in den USA ist schlecht, aber nicht generell. Nicht alle müssen an der Universität Allgemeinbildung nachholen, sondern der Sinn des Ganzen ist, zu sagen, daß man in den ersten Studienjahren etwas lernen will über die verschiedenen Wissenschaftskulturen und das, was wissenschaftliches Arbeiten ist in verschiedenen Kulturen. Wir haben so etwas überhaupt nicht. Wir haben verschiedene Lehrstühle, ganz wenige nur für Wissenschaftsgeschichte oder Wissenschaftstheorie. Es ist bei uns nicht regulärer Ausbildungsbestandteil. Wir wären in einer anderen Position, wenn das bei uns so wäre.